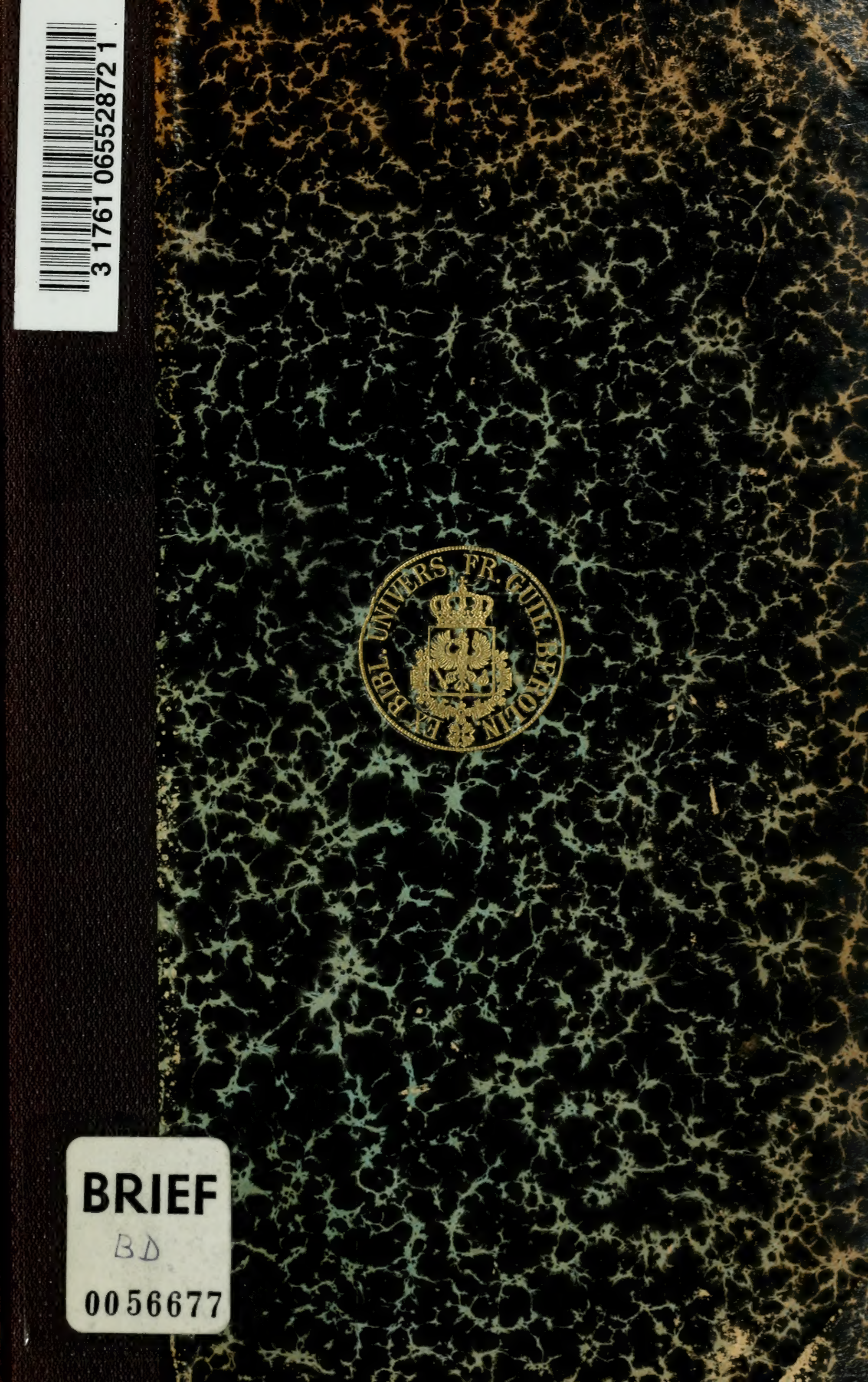
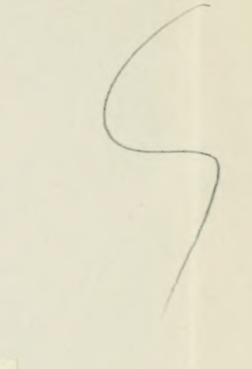
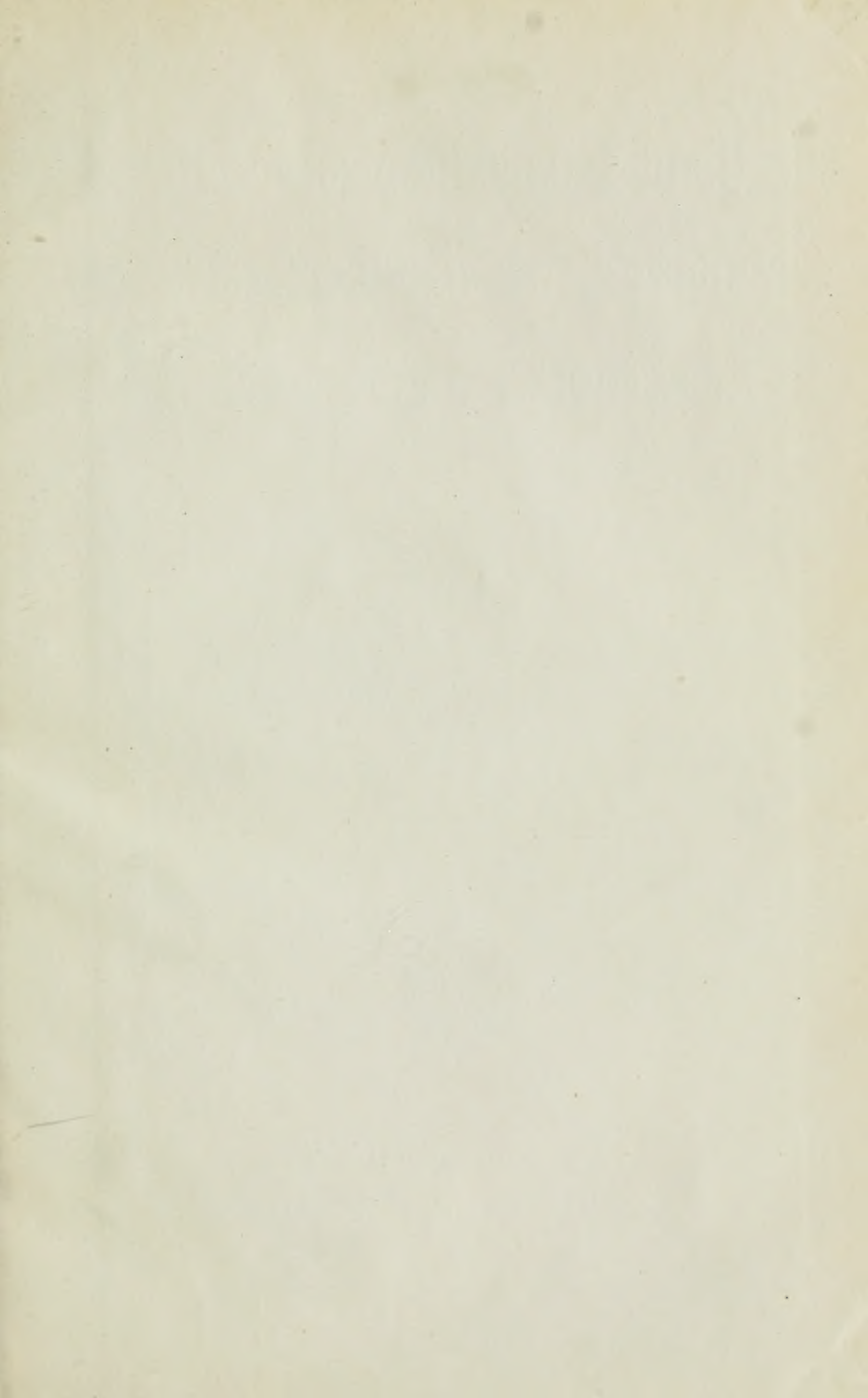

3 1761 06552872 1
EX BIBL. UNIVERS. FR. GUIL. BEROLIN
BRIEF
BD
0056677




VELUT
ARBOR
ÆVO





Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung,

als Beitrag zu einer Methodenpolitik.

Von

Walter Pollack.



Berlin 1907.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.



Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung,

als Beitrag zu einer Methodenpolitik.

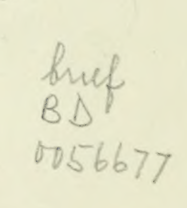
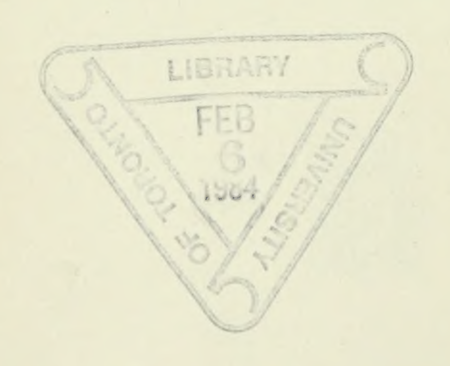
Von

Walter Pollack.



Berlin 1907.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.


UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

BD
0056677

LIBRARY
FEB
6
1984
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

In hervorragender Weise hat seit letzter Zeit jene Bewegung, welche in der Kultur und im Leben, in der Philosophie und im wissenschaftlichen Betriebe überhaupt nach neuen Ideen ringt, an Intensität gewonnen. Überzeugt von der Berechtigung und dem Ernst dieser sich vollziehenden geistigen Umwandlung glaubten wir, mit der vorliegenden Arbeit, welche, von kleineren Änderungen abgesehen, schon vor Jahresfrist fertiggestellt war, nicht länger zurückhalten zu dürfen. Vielfach sind freilich die Gefahren, welche den nach neuen Meeren steuernden Schiffer bedrängen: Kann er nicht durch den Sturm in Gegenden verschlagen werden, in denen die Menschen ihre Wohnstätten bereits aufgegeben haben, wird er nicht planlos jahrelang umherirren, ohne das ersehnte Land zu finden? So muß auch die neue Bewegung vor dem Rückfall in überwundene Anschauungen, vor Ziellosigkeit und Verschwommenheit behütet werden. Vorsicht ist jedenfalls geboten, nur Schritt für Schritt dürfen wir vorwärts dringen. Und im Hinblick hierauf wird man es uns gewiß nicht verargen, wenn wir annehmen, schon durch die bloße Erörterung eines speziellen Problems die neuen Tendenzen unterstützen zu können. Die modernen Richtungen der Philosophie und Wissenschaft in ihrem Wesen zusammenfassend, in ihren Gegensätzen überwindend und in ihrer Entwickelung fortführend versucht es unsere Schrift, der wissenschaftlichen Forschung den Weg für die Findung neuer Probleme und Resultate anzubahnen, zugleich aber auch der Methodenpolitik eine ihrer Bedeutung entsprechende Stellung für die Zukunft zu gewinnen. Indessen soll hiermit nur ein uns vorschwebendes Ideal charakterisiert sein; daß wir uns von

ihm leider noch allzuweit entfernt wissen, wird niemandem verborgen bleiben, der unseren Ausführungen näher tritt.

Zur Orientierung des Lesers möchten wir noch darauf hinweisen, daß wir auf geschichtliche Fragen mit Absicht nicht näher eingegangen sind. Vereinzelt haben wir Bücher, bei denen die neueste Auflage keine bemerkenswerten Abweichungen bot, in früherer Auflage zitiert. Über die Hervorhebungen im Druck bei wörtlich entlehnten Stellen geben, soweit dies erforderlich schien, die Anmerkungen nähere Auskunft. Die Literaturangaben dienen zur Illustration unserer Ansicht; man wird häufig in ihnen nicht einen direkten Beleg finden, ja vielfach muß sogar der Leser eine ganze Reihe von Zwischengliedern aufstellen, um die Heranziehung der Schriftsteller zu würdigen, um insbesondere zu ermessen, inwieweit unsere Ansicht in logischer Verlängerung liegt, inwieweit sie einen Gegensatz darstellt, inwieweit sie endlich eine nähere Erläuterung und Umgrenzung durch den Hinweis erhält. Hoffentlich findet der Leser in der ihm hierdurch gebotenen Anregung eine Entschädigung für die etwaige Mühe, die ihm unser freies Verfahren bereitet.

Von dem Abschnitt über die juristische Person erscheint bereits der größte Teil in der Zeitschrift für Völkerrecht und Bundesstaatsrecht, 1907.

Allen denen, die uns durch zahlreiche Winke behilflich waren, sprechen wir hier unseren herzlichsten Dank aus. In ganz besonders hohem Maße aber sind wir den Herren Geheimräten Professor Dr. Kohler und Professor Dr. Eucken verbunden für so manche Anregung und Aufmunterung, sowie für das Interesse, das sie in so liebenswürdiger Weise dieser Arbeit entgegengebracht haben.

Berlin, im Juni 1907.

Walter Pollack.

Inhaltsverzeichnis.

I. Einleitung.

§ 1.

Die Methodenpolitik.

Man hat der Methodenlehre ein umfangreicheres Gebiet zuzugestehen, als dies meist zu geschehen pflegt. Die Methodenlehre ist unseres Erachtens nicht ein bloßer Teil der Logik.[1]) Allerdings gewinnt Sigwart beispielsweise auf dem Gebiete der logischen Kategorieen auch für uns wertvolle Resultate. Indessen ist die praktische Brauchbarkeit seiner Untersuchungen deshalb beschränkt, weil er prinzipiell nur die allgemeinen logischen Anschauungsformen in den Kreis der Betrachtung zieht [2]) und nicht das ganze wissenschaftliche Denken auch in concreto als bloße Anschauungsform zu erfassen vermag. Selbst wenn man den von den Logikern empfohlenen Methoden sich anschließt, sind doch vom rein theoretischen Standpunkt aus verschiedene konkrete Ergebnisse denkbar. Ein bestimmtes wissenschaftliches Resultat vermag durch die Heranziehung der logischen Methoden, welche zu seiner Auffindung gedient haben, nur zu einem sehr geringen Teil

---

[1]) Vgl. Wundt, Logik 1906, I, S. 2. Sigwart, Logik 1905, II, S. 3 f. Husserl, Logische Untersuchungen 1900, I, S. 9 ff.

[2]) Sigwart a. a. O., S. 28.

theoretisch erklärt zu werden. Weiter dringt man, wie wir zu zeigen haben, sobald man sich entschließt, das wissenschaftliche Denken als Kombination von Gesichtspunkten anzuerkennen.

Wenn aber ferner Sigwart ein Verfahren darstellen will, durch dessen Hilfe man sich sämtlicher Voraussetzungen bewußt zu werden und jedes Urteil für alle in zwingender Weise herzuleiten imstande ist, so läßt er sich dabei allzusehr durch die positiven Ziele und Resultate der herrschenden Wissenschaft leiten. Wir erinnern hier an das von ihm erstrebte Ideal eines einheitlichen Weltbildes.[1]) Es ist auch insbesondere nicht richtig, ohne weiteres die Voraussetzungen der Logik zu denen der Methodenlehre zu erheben. Das Verlangen Sigwarts nach Aufstellung allgemein gültiger Wahrheiten erweckt wenigstens in dem Sinne, wie es Sigwart vertritt, den Anschein, als ob das Wesen der Wissenschaft darin bestände, andere von der Angemessenheit gewisser Behauptungen zu überzeugen, als ob die Wissenschaft, extrem gefaßt, eine Art Überredungskunst darstellte.[2])

Wir zerlegen, um nunmehr unsere eigene Auffassung zu entwickeln, die Methodenlehre oder richtiger die Methodenwissenschaft in die eigentliche Methodenlehre und die Methodenpolitik. Die eigentliche Methodenlehre soll zunächst die bisher in der Wissenschaft angewandten Methoden schildern und zwar nicht nur im allgemeinen, wie dies bisher geschah, sondern sie soll auch die einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten einer methodischen Analyse unterziehen. Dabei ist eine geschichtliche Betrachtung der Methoden nicht zu vergessen und zwischen den allgemeinen

[1]) Sigwart a. a. O., S. 6 ff.

[2]) Sigwart a. a. O., S. 5, Ziffer 4.

Methoden und denjenigen der Spezialwissenschaften zu unterscheiden. Erst auf diesem Wege wird sich ein wissenschaftliches System einer Methodenlehre herausbilden lassen. Die Methodenpolitik, die sich auf der eigentlichen Methodenlehre aufbaut, beschäftigt sich mit der Frage, auf welchem Wege ein möglichst vorteilhaftes wissenschaftliches Arbeiten stattfindet. Von diesem veränderten Gesichtspunkt werden auch die in der Methodenlehre bereits behandelten Fragen hier von neuem eine eigenartige Würdigung erhalten.

Die Methodenpolitik stellt alsdann eine Reihe weiterer Aufgaben, die sich nicht durch einfache Analyse der bisherigen Methoden befriedigend lösen lassen.[1]) Insbesondere wird in der Methodenpolitik die Methodentechnik zur Geltung gelangen. Einzelne technische Probleme sind bisher unseres Dafürhaltens nur mehr oder weniger unzulänglich oder überhaupt nur empirisch behandelt worden. So erwähnen wir das Problem der Anfertigung wissenschaftlicher Arbeiten, das auch wohl schon von medizinisch-hygienischer Seite her Beachtung gefunden hat, und das Problem der Symbolik aus dem technischen Teil der Methodenpolitik.[2])

In unserer Abhandlung gedenken wir uns mit der

---

[1]) Es mag hier beispielsweise darauf hingewiesen werden, daß Hertz seine Mechanik kaum verfaßt hätte, wenn er von der Wundtschen Anschauung über den Kraftbegriff, Wundt, Logik 1906, I, S. 606 ff., beherrscht gewesen wäre. Methodenpolitisch sind die hier mit der Prätension der Richtigkeit aufgestellten Behauptungen Wundts unhaltbar.

[2]) Vgl. Husserl, a. a. O., S. 28 f. Unter Symbolik im obigen Sinn verstehe ich die Wissenchaft von der anschaulichen Darstellungsweise der Gedanken. Ich hoffe, in einiger Zeit über meine Versuche nach dieser Richtung hin berichten zu können. Vgl. noch besonders Bolzano, Wissenchaftslehre 1837, z. B. I, S. 74; III, S. 358 ff.; IV, S. 500 ff.

philosophischen Grundlage der wissenschaftlichen Forschung vom methodenpolitischen Standpunkt aus zu beschäftigen. Wir betrachten dabei das Thema nur in seiner Allgemeinheit und fassen es demnach als eine Frage der allgemeinen Methodenpolitik auf. Wir können ihm also folgende Formulierung geben: „Welcher philosophischen Anschauung soll der Gelehrte im Augenblick des wissenschaftlichen Forschens zugetan sein?“

§ 2.

Bedürfnis nach einer Philosophie der wissenschaftlichen Forschung.

Gern bekenne ich, daß auch mich die vielleicht eitle Hoffnung beseelt, es werde der Menschheit einst vergönnt sein, einen tiefen Blick in das Geheimnis unserer Welt zu tun. Schritt für Schritt nähere sich die Wissenschaft jenem idealen Ziel, der Erkenntnis der Wahrheit, es werde der unermüdlichen Arbeit des Menschen die Überwindung aller Schwierigkeiten wenigstens bis zu einem gewissen Grade gelingen. Wie aber, wenn dieser Gedankengang einen Irrtum enthielte, oder wenn sogar die Wahrheit selbst ein lockendes Trugbild darstellte? Ein erschreckender Gedanke! Gewiß ist die Wissenschaft bisher von dem energischsten Drange nach Wahrheit, ja absoluter Wahrheit beherrscht worden, aber schon mehren sich, wie wir glauben, allenthalben die Anzeichen, welche nach einer neuen Richtung hindeuten. Freilich erscheint es noch den meisten als ein selbstverständlicher, keineswegs eines Beweises bedürftiger Satz, daß alle wissenschaftliche Tätigkeit die Erforschung der Wahrheit zum Zweck habe. Nur wenige er-

blicken hierin ein Resultat oder gar einen metaphysischen Glaubenssatz. Wir haben nichts einzuwenden, wenn der einzelne Gelehrte, vom Glauben an Wahrheit beseelt, sich vorwärts ringt. Aber es entsteht ein verhängnisvoller Wahn, sobald jener Wahrheitsglaube dogmatischen Charakter gewinnt. Jedenfalls liegt darin ein Fortschritt, daß wir die Wissenschaft möglichst auf eine Basis stellen, die für die freiheitliche Entwickelung aller Kräfte größeren Spielraum gewährt. Die Wissenschaft muß, wollen wir sie von ihrem eigenen Standpunkt aus gerecht beurteilen, um ihrer selbst willen geehrt, um ihrer selbst willen freudig gehegt und gepflegt werden.

Wir haben scharf zwischen zwei Weltanschauungen zu unterscheiden. Die eine beseelt den Forscher persönlich bei seinem Tun und Treiben, die andere liegt seinen Arbeiten immanent zugrunde. Gewöhnlich läßt der Forscher diese und jene zusammenfallen, seine Werke sind vielfach in zu hohem Grade von persönlichen Elementen durchtränkt. Dieser Standpunkt ist unhaltbar. Die Wissenschaft verlangt, da sie, wie wir sehen werden, ohne eine bestimmte Anschauung nicht auszukommen vermag, möglichst ihre eigene Philosophie. Mit zwei Weltanschauungen zugleich, mit jeder auf dem ihr bestimmten Gebiet zu operieren, ist nun nicht ein unausführbares Beginnen, dieses Ziel kann und wird vielmehr in erzieherischer Arbeit erreicht werden. Tatsächlich fungieren auch schon heute verschiedene Anschauungen, sobald man Hypothesen verwendet. In dem Augenblick der Arbeit setzt man sie als richtig, als existent voraus, während man objektiv ihre Realität nicht zu behaupten vermag. Die persönliche Weltanschauung des Gelehrten darf andererseits in ihrer Bedeutung heutzutage nicht zu gering angeschlagen werden. Inwieweit es mög-

lich sein wird, sie zurückzudrängen, inwieweit dies überhaupt für wissenschaftliche Forschung in concreto anzustreben ist, muß erst die Zukunft lehren. Jedenfalls wird sie mittelbar wohl stets auf die ganze Gedankenrichtung, ja meist auf die Wahl des Faches und des Einzelthemas von Einfluß sein. Ihr Erkennen verhilft zum Verständnis des uns vorliegenden Werkes, sie weist uns häufig den Weg, den der Verfasser selbst in Wahrheit gegangen ist und der uns durch das deduktive Gewand sehr leicht verdeckt zu werden vermag. Bedenklich ist es jedoch, die psychologische Einsicht in die Gedankenentwickelung des Autors so auszubeuten, wie dies neuerdings häufig geschehen ist. Eine Ansicht ist nicht genügend widerlegt, wenn es gelingt, ihre Entstehung klar aufzuweisen. Gerade dies beruht auf Verwechselung der historisch-psychologischen und der rein dogmatischen Betrachtungsweise. — Die der wissenschaftlichen Arbeit immanente Anschauung braucht ihrerseits nicht eine einheitliche zu sein. In Wirklichkeit sind hier wieder zwei verschiedene Philosophieen denkbar. Die eine hat materiellen Charakter, sie tritt am offensten zutage, gibt sich stofflich als philosophischer Ideengang und wird bewußt in der Arbeit verwendet. Bei Schriften, die auf den der Philosophie entfernten Gebieten erstehen, vermissen wir sie fast ganz. Die andere trägt formalen Charakter, sie ist unmittelbar bestimmend für die Methode, die in der Untersuchung verwendet wird. Sehr häufig wird die Methode von dem Verfasser einfach übernommen, sehr häufig ist er sich ihrer überhaupt nicht näher bewußt. Die Methode ruht auf einer ganz eigenartigen philosophischen Anschauung. Gerade ihr wenden wir uns mit besonderer Vorliebe zu. Gelingt es hier, eine Methodologie herauszuarbeiten, so wird sie vielleicht berufen sein, sich wenigstens

für die Zeit, in welcher der Gelehrte arbeitet, alles zu unterjochen, die persönlichen Ansichten zwar nicht auszurotten, aber sich unterzuordnen. Manche Wand, die unsere Persönlichkeit vor uns aufbaut, müßte und würde fallen. Daß auf gewissen Gebieten der Wissenschaft eine Art Übereinstimmung besteht, mag sie auch nicht so groß sein, wie es auf den ersten Blick erscheint, ist nicht zu leugnen. Wie wäre dies aber zu denken, wenn wirklich das subjektive Ich in der Forschung allein ausschlaggebend wäre! Sollte sich nicht eine Anschauung finden lassen, der sich gern jeder unterwirft? Sollte nicht die Wissenschaft als solche ihre eigene Philosophie bereits haben? Sie ist vielleicht nur noch nicht ausreichend erkannt und herausentwickelt!

Von den drei Anschauungen, die wir kennen gelernt haben, der persönlichen Anschauung des Autors und den beiden in der Arbeit verwendeten Philosophieen, fallen heutzutage, wie gesagt, die persönliche Anschauung und die materielle Philosophie der Arbeit meist ganz zusammen. Wir aber wollen zeigen, daß es ebenfalls keinerlei Widerspruch in sich enthält, wenn etwa ein Theist pantheistische wissenschaftliche Untersuchungen anstellt. Wir wollen dazu auffordern, daß wir alle uns zusammenschließen zu einer einheitlich vorwärtsstrebenden wissenschaftlichen Gemeinschaft, die durch eine prinzipielle Grundauffassung zusammengehalten wird. Wir wollen dabei nichts beweisen, wir wollen nur erläutern, klar legen, für eine Anschauung eintreten, die so weiten Raum bietet, daß ihr jeder anzugehören vermag, die zugleich so mannigfaltig auftritt, daß sie die bisherige Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Arbeit nicht etwa aufhebt, sondern sogar ins Ungemessene erhöht, daß sich ihr jeder in jeder Richtung anzuschließen vermag. Dieses Ideal hat uns als Ziel der nun folgenden Erörterungen

vorgeschwebt. Wir wissen wohl, daß unser Können noch weit dahinter zurückbleibt, aber diese Einsicht verhindert uns nicht, unser Wollen zu gestehen. Wir glauben, die Zeit, wo sich unser Ideal erfüllt, ist nicht mehr weit entfernt. Alle die jedoch, welche weit mehr als wir Anfänger berufen sind, bieten wir zur Förderung unseres Gedankens auf.

§ 3.

Der hypothetische Perspektivismus in Umrissen.

Ehe wir in die Erörterungen eintreten, müssen wir uns eindringlich klar machen, daß es sich hier nicht um eine rein psychologische Betrachtung wissenschaftlichen Arbeitens handelt, sondern daß wir eine möglichst methodisch fruchtbare Theorie zu gewinnen beabsichtigen. Für jetzt beschäftigt uns die Lösung einer dogmatischen Aufgabe. Damit ist aber eine bedeutsame Konsequenz gegeben. Ob in Wirklichkeit, oder besser in der Welt, die wir im Leben Wirklichkeit nennen, das Gehirn des Gelehrten diejenigen Funktionen ausübt, die wir ihm hier zuschreiben, mag dahingestellt bleiben. Indessen bei der Prüfung seines Wirkens haben wir von der unsererseits vertretenen Auffassung auszugehen; immer dann, wenn das Buch als solches verstanden und seine Richtigkeit festgestellt werden soll, ist unsere Auseinandersetzung zu verwerten.

Wenn wir das wissenschaftliche Denken in seinem Wesen charakterisieren sollen, so scheint es uns nicht allein in der bloßen Begriffsbildung zu bestehen. Vielmehr stellt es sich als eine eigentümliche Kombination verschiedenartiger Gesichtspunkte dar. Nicht der „Begriff“, sondern der „Gesichtspunkt“ vermag der Intimität wissenschaftlicher Arbeit gerecht zu werden. Jede wissenschaftliche Äußerung muß

als Ausfluß einer Grundanschauung erfaßt werden, die sich aus gewissen ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzungen gebilder hat und im Weg künstlicher Analyse ihrerseits wieder herausgeschält werden kann, gleichgültig, ob sich der Verfasser dieser tieferen Anschauungen bewußt war oder nicht. Die wissenschaftliche Beweisführung hat für uns mehr den Charakter einer Explikation, sie dient nur zur Durchführung eines bestimmten Gesichtspunktes. Der Wert einer Ansicht beruht in der eigenartigen Verwickelung besonderer Voraussetzungen. Zwei Gedanken bilden nicht einfach eine bloße Aneinanderreihung, nicht immer ist ein Gedanke bloß das Produkt des anderen. Vielmehr erkennen wir in ihnen Strahlungen, deren Quelle uns zunächst verborgen liegt, aber bei eindringenderem Studium stets als konkreter Gesichtspunkt bestimmt werden kann. Eine Gedankenreihe ist also nicht eine Kette, sondern ein System.

Wissenschaft ist nicht einfach das Erkennen einer uns gegebenen Welt, sie ist eine produktive Tätigkeit. Sie besteht in der Schaffung neuer Gesichtspunkte oder in der Rückführung vorhandener auf andere Gesichtspunkte. Diejenigen Gesichtspunkte, die einstweilen nicht weiter aufzulösen sind, nennen wir letzte Gesichtspunkte. Sie sind natürlich zu jeder Zeit andere, sie wechseln im Laufe der Wissenschaft.

Jede Wissenschaft ist Wille des Menschen, jeder Satz, den wir hier schreiben, ist naturgemäß auch nur von einem bestimmten Gesichtspunkte aus betrachtet, ja seine Richtigkeit ist von unserem Standpunkte aus nie und nimmermehr zu beweisen. In unserem Sinne erklären wir die letzten Sätze, auf denen wir fußen, als Sätze reiner Willkür, aber bewußter Willkür; auf sie gedenken wir ein System aufzubauen.

Nur in sich selbst soll — aber auch nur kraft unseres Willens — unser Ideengang schlüssig sein.[1])

Unsere Theorie führt nicht zur Willkürlichkeit, wie jetzt vielleicht mancher fürchtet, zur Freude an Kritik und Ungebundenheit und schließlich zum Skeptizismus. Denn auch von unserem Standpunkte aus wäre etwa die Behauptung, absolute Wahrheit sei ein unerreichbares Ziel, voller Prätension und Willkür. Der Wille muß stets in letzter Linie entscheiden, ob Fortsetzung, ob Einstellung der wissenschaftlichen Arbeit Platz zu greifen hat. So dürfen wir ebenso gut in dem Glauben leben, daß endlich einmal die Höhe erreicht werden wird, die einen Maßstab für das Absolute bringt. Der Fortgang der Wissenschaft besteht in steter Verschiebung der Willkürgrenze, so zwar, daß der Raum unseres „Wissens" immer mehr zu gewinnen, immer ausgedehnter zu werden vermag. Dadurch entsteht der Schein, als gründe sich unser Forschen auf immer festere Fundamente, und doch dürfen wir nicht allzusehr von der großen Fläche der Kenntnisse, die wir besitzen, uns blenden, unseren Gesichtskreis beschränken lassen. Der Punkt ist jederzeit auffindbar, an dem Willkür-Pfeiler das Gebäude der Wissenschaft stützen. Freilich darf Willkür nur bis zu einem gewissen Grade walten, sie legt den untersten Grundstein aller Wissenschaft. Treten wir in das uns vorerst allein in seinen äußeren Umrissen sichtbare Haus der Willkür ein, so entdecken wir darin eine wundersame Gesetzmäßigkeit. In der Tat verlangen wir eine unerbittliche Konsequenz, sobald die untersten Pfeiler festgemauert sind. Ob zu den Stützen Eisen oder Stein verwendet ist, soll uns

[1]) Wir können mit Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie 1905, S. 55, zitieren: „Das Erste steht uns frei, beim Zweiten sind wir Knechte."

nicht allzusehr bekümmern. Doch der auf ihnen errichtete Bau darf nicht zu schwerfällig und unharmonisch uns entgegentreten. Wer unsere Spielregeln nicht anzuerkennen beliebt, der mag fern bleiben, wir haben mit ihm nichts weiter zu schaffen. Allerdings machen wir sofort den Hinweis, daß wir in gewissen Grenzen einen Streit über diese Spielregeln für völlig berechtigt und sogar für höchst fruchtbringend erachten. Indessen darf man nie vergessen, wie sehr es sich hier lediglich um eine Aussprache über unsere Willensrichtung handelt, wie wenig Logik und Wahrheit zu herrschen vermögen, und wie sehr es auf eine bloße Vereinbarung hinausläuft. Die scharfe Scheidung zwischen Willenselementen und Konsequenzen ist unerläßlich. Wer die Wissenschaft „will", muß auch der Willkür und Hypothese ihren Spielraum einräumen, dann aber soll von einem bestimmten Punkte ab strikte Gebundenheit einsetzen.[1]) Dies ist — mehr wollen wir nicht behaupten — eine Art äußerster Grenze, bis zu der unser denkender Geist heute vorzudringen vermag.

Wissenschaftlicher Fortschritt beruht nicht nur in dem Auftauchen ganz neuer Aufgaben, sondern vorzüglich darin, daß bisher bereits bestehende „Wahrheiten" differenziert und aufgelöst werden zur Hypothese, zum neuen Problem. Dieser methodische Prozeß ist, so merkwürdig es klingen mag, als Rückauflösung, Rückwärtsschreiten zu bezeichnen. Er läßt sich in der Geschichte der Wissenschaft nach unserem heutigen Stande sicherlich nachweisen. Wir kommen zu dem Resultat, daß die Wissenschaft vom Standpunkt der Entwickelung aus als eine große Hypothese, als ein ewiges Fragezeichen erkannt werden muß. Begreiflich

[1]) Wir stimmen daher im Prinzip vielfach mit den Erörterungen Windelbands, Präludien 1903, S. 300 u. S. 31 ff., überein.

wird dies sofort, wenn wir uns mitten in die Arbeitstätigkeit des Gelehrten, in dessen Grübeln, Denken und Schaffen hineinversetzen, wenn wir die Wissenschaft nicht bloß von außen als eine starre, tote Masse gegebener Resultate anstaunen, sondern uns mitten in den Fluß ewigen Auf- und Abwägens, Zweifelns und Bedenkens hineinstellen. Für die Methodik ist die Wahrheit eine transzendente Frage, jedenfalls ein metaphysischer Glaubenssatz. Wahrheit muß durch Aufrichtigkeit abgelöst werden. Die Wissenschaft ist eine gestaltende Arbeit, wie die Kunst; sie formt gesetzmäßig Gedanken, wie die Kunst sinnliche Anschauungen. Aber wie die Kunst den Glauben an die absolute Schönheit abgestreift hat, so muß es die Wissenschaft mit der Wahrheit halten, um sie durch die immanentere Aufrichtigkeit zu ersetzen. Nach wie vor mag den Forscher der heilige Glaube an die Wahrheit beseelen, mag der Wahrheitstrieb den historischen Anlaß zu dem oft entbehrungsreichen Studium abgeben, dennoch muß, dogmatisch gesprochen, einem hypothetischen Perspektivismus der Methode gehuldigt werden, muß dieser als inneres Gerüst den Bau der Wissenschaft tragen. Denn in ihrer Gestaltungstätigkeit verlangt die Wissenschaft von jeder Fessel frei zu sein, die in dem unerschütterten Glauben liegt, wahre Resultate gefunden zu haben oder finden zu können. Wenigstens im Augenblick des Forschens ist methodisch mit unendlichen Möglichkeiten und Richtigkeiten zu rechnen.

Freilich können wir unsere Theorie von dem Standpunkt der bisherigen Wissenschaft aus rechtfertigen, und wir glauben, daß, wer von ihrem Gesichtspunkt aus objektiv zu denken vermag, zu unserer Theorie unbedingt sich bekennen muß. Wer sich in den Fluß wissenschaftlicher Geschichte stellt und nicht bloß den Blick rückwärts

schickt, indem er allein die bis auf unser Jahrhundert gewonnenen Resultate für Richtigkeit ausgibt, wer also wahrhaft historisch zu schauen vermag, wird lieber nur mit der Möglichkeit ihrer Wahrheit rechnen, anstatt sie zum Fundamente eines ganzen Systems zu benutzen. Und noch eins erkennt die heutige Wissenschaft sicherlich gern an: Diejenige theoretische Auffassung hat eine größere Existenzberechtigung, einen höheren inneren Wert, welche einer weiteren wissenschaftlichen Entfaltung Raum bietet, welche bisher gekannte Möglichkeiten in sich aufnimmt und neue Aussichten schafft, welche Toleranz übt und jedweder Richtung freie Bahn gönnt, bis einst am Ende von höherer Warte ein berufenerer Richter als unsere Zeit über die Wahrheit entscheidet.

Wir fassen noch einmal unseren Gedankengang zusammen und gewinnen alsdann vollständigere Klarheit. Wissenschaft ist Kombination von Gesichtspunkten. Die letzten Voraussetzungen beruhen auf Willkür, von da ab hat Gebundenheit zu herrschen. Aufrichtigkeit tritt an die Stelle der Wahrheit. Persönlich mag der Wahrheitsdrang den Forscher beseelen, die Möglichkeit, daß „Wahrheiten“ oder „die Wahrheit“ schließlich gefunden werde, bleibt bestehen. Diese Theorie ist auch vom Standpunkt der bisherigen Wissenschaft gerechtfertigt. Insbesondere gewinnt die wissenschaftliche Tätigkeit durch sie an Umfang, ohne zurzeit bereits betretene Wege direkt aufzugeben. Der Kürze halber dürfen wir vielleicht unsere Theorie als einen hypothetischen Perspektivismus charakterisieren.

II. Die Philosophie der wissenschaftlichen Forschung.

§ 4.

Grenzen der Untersuchung.

Wir fragen nunmehr bei den Vertretern der verschiedensten Richtungen und Disziplinen an, ob sich nicht in der wissenschaftlichen Methodik eine, wenn auch nur teilweise Einheitlichkeit des Vorgehens erzielen lasse und ob nicht die von uns empfohlene Anschauung zu diesem Ideal einen Schritt vorwärts führt. In gewisser Weise wäre der Wunsch, der uns bei vorliegender Arbeit beseelt, erfüllt, wenn wir die Diskussion über die Einheit wissenschaftlicher Methodik ins Leben riefen, selbst auf die Gefahr hin, im einzelnen in vielen Punkten widerlegt zu werden. Es muß auch einmal gestattet sein, Gedanken vorzutragen, welche noch nicht nach jeder Richtung hin durchforscht sind und — nur in sich möglichst geschlossen — eine Anregung für neue Arbeit bieten können. Gerade wer sich ungewohnte Wege zu bahnen sucht, kann seine Ideen nicht früh genug enthüllen, um sich nicht nur von fremder berufener Seite warnen zu lassen, sondern auch die Belehrung des Fachmanns für seine eigene wissenschaftliche Forschung fruchtbar zu machen.

Die bisherige Literatur, die in dem Bannkreis dieser Studie liegt, konnte auch nicht annähernd vollständig benutzt werden. Es leuchtet sofort ein, daß es eines weit eindringenderen, wohl jahrelangen Fleißes bedurft hätte bzw. bedürfen wird, die früher verfochtenen methodischen Ideen zu würdigen und sich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen. Ja, es steht hier in Wahrheit nicht eine bloße Diskussion in Frage, sondern die zusammenfassende Beschäftigung mit der bisher gegebenen Literatur muß später einmal für den ganzen Aufbau der Methodenlehre von nicht zu unterschätzender Bedeutung werden. Die von uns meist erst nachträglich herangezogenen Schriftsteller sollen nun aber auch unsere Ausführungen gar nicht so sehr stützen; sie dienen vielmehr zur Veranschaulichung oder zum Nachweis dessen, daß sich in der modernen Literatur den unsrigen Gedanken ähnliche Ideen ausgesprochen finden. Vor allen Dingen bleibt dabei der verschiedene Standpunkt zu berücksichtigen, von dem die meisten Schriftsteller ausgehen. Sie wollen wissenschaftliche Wahrheiten aufstellen, wir aber wollen entwickeln, wie man beim Forschen vorzugehen hat. Für uns kommt es nicht darauf an, eine in dem Sinn eines Wissenszweiges richtige Ansicht zu erreichen, richtig ist für unsere Zwecke diejenige Anschauung, welche den größten Umfang gewährt, welche alle bisher erdachten Möglichkeiten enthält und in ihrer Voraussetzungslosigkeit soweit zurückgeht, als es die Wissenschaft augenblicklich imstande ist. Gerade mit Rücksicht auf diese Richtung müssen wir die philosophischen Sätze auswählen, die wir unserer Theorie zugrunde zu legen haben.

Wer an uns alsdann das Verlangen stellen wollte, sofort eine Probe auf das Exempel zu machen und eine fruchtbare Anwendung der von uns empfohlenen Theorie für die

Einzelwissenschaft zu erweisen, könnte uns jetzt einigermaßen in Verlegenheit setzen. Doch wird man bei näherer Überlegung sofort zugestehen, wie dilettantenhaft dieses Beginnen ausfallen müßte. Allerdings bliebe uns der Ausweg, für eine bestimmte Disziplin die praktische Tragweite dieser Theorie zu erläutern. Es würde sich dabei jedoch, wie man bedenken möge, nicht bloß um eine Durchführung einer Theorie, sondern wenigstens teilweise um einen neuen Aufbau handeln. Wir hätten, um in eine kritische Beobachtung der Grundfragen und Grundlagen einzutreten, zweifellos eine zahlreiche Reihe von Streitpunkten zu bewältigen. Selbst wenn wir uns dem gewachsen fühlten und selbst wenn uns die Hoffnung, durch Erörterung eines wirklich konkreten Falles die Leser für die Theorie am meisten zu erwärmen, zu diesem Unternehmen besonders verlocken müßte, bliebe doch zu erwägen, daß wir hiermit jenen sonst beobachteten Standpunkt aufgäben, im Interesse unserer Sache materiellen Streitpunkten aus dem Wege zu gehen, soweit dies irgend möglich ist.[1]) Wir schlagen daher eine andere Richtung ein. Wir werden versuchen, an

[1]) Dementsprechend ist die von uns aus den Einzeldisziplinen namhaft gemachte Literatur nur hinsichtlich ihrer methodologischen Bedeutung als herangezogen anzusehen; sollte daher jemand die Leistungen dieses oder jenes Autors sachlich bemängeln, so läge hierin an sich noch kein Einwand gegen uns. Überdies soll, wie sich dies vielfach aus dem Zusammenhang von selbst ergibt, z. B. durch die Erwähnung der Bierschen Versuche mit der Hyperämie, nichts weiter als die Tatsache bewiesen werden, daß bereits nach der gerade in Rede stehenden Methode gearbeitet wird und der betreffende Forscher durch sie zu neuen Resultaten gelangt zu sein glaubt. Einwendungen oder Einschränkungen wie in Bergmann-Bruns, Handbuch der praktischen Chirurgie 1907, V, S. 366 sind uns bekannt oder wir rechnen wenigstens mit ihnen. Dies behalte man im Auge, um uns den Vorwurf des Dilettantismus zu ersparen.

einigen Beispielen aus den Einzelwissenschaften unsere Theorie ins rechte Licht zu setzen und hierdurch wiederum zu ihrer Anschaulichkeit beizutragen. Wir bitten demnach, gerade für diese Ausführungen nicht materielle Unanfechtbarkeit zu verlangen. Nur als Exemplifizierung wollen sie verstanden sein, selbst wenn hier und da die Darstellung in der Form eines Programms für die Zukunft verläuft. Allerdings haben wir zugleich die rein persönliche Zuversicht, daß der Leser dieser und jener Behauptung auch materiell seine Zustimmung nicht versagen wird.

Wir werden zunächst den Aufbau unserer Theorie unternehmen, um sie alsdann in den Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften weiter zu verfolgen. Ihre praktische Bedeutung weisen wir an einem Spezialproblem aus der Rechtswissenschaft nach. Endlich entdecken wir in einer psychologischen Schilderung, wie sie Nietzsche entworfen hat, unsere Theorie wieder. Auf diesem Wege lernen wir sie jedenfalls von den verschiedensten Seiten kennen und sind imstande, dieselben Gedanken mehrmals um ihre Achse schwingen zu lassen.

§ 5.

Die Wissenschaft als Produktion menschlicher Gestaltungskraft.

In diesem Abschnitt wenden wir uns dazu, die allgemeinen Grundlagen der Theorie noch schärfer herauszuarbeiten, als dies bei einer bloßen Charakteristik möglich war, wir erörtern das Problem der Fortsetzung der Wissenschaft, entwickeln den wissenschaftlichen Produktionsprozeß und berühren alsdann das Verhältnis unserer Theorie zur Psychologie wie zur Erkenntnistheorie. Auf

diesem Wege gelangen wir zu der Kernfrage unserer Auseinandersetzung, den sogenannten Gesichtspunkten.

Eucken betont mit vielen anderen ganz richtig, daß nur auf Tatsachen axiomatischer Natur das Gebäude aufgerichtet werden kann.[1]) Der Streit über die Fortführung oder Einstellung eines wissenschaftlichen Kampfes muß im Anschluß an seine Ausführungen als ein vorläufig unlösbares Problem hingestellt werden. Es gibt, wie er erklärt, keinen höheren Gerichtshof, vor dem eine Entscheidung hierüber herbeigeführt zu werden vermöchte. Liebe, Glaube und Arbeit stellt er auf die eine, Kälte, Unglaube, Krittelei auf die andere Seite. Und doch, solange nur überhaupt die Möglichkeit zur Gewinnung richtiger Resultate besteht, sind diejenigen im Recht, welche sich in das lebensvolle Getriebe der Wissenschaft hineinstürzen. Wenn wir sogar die Wahrheit als Problem einstweilen zurückdrängen und nur unseren Willen den Ausschlag geben lassen, so ist die Freude an wissenschaftlicher Tätigkeit zwar ebenso wenig, aber auch ebenso gut berechtigt, wie der Skeptizismus derer, die die Hand in den Schoß legen. Wer wollte den Künstler tadeln, weil er im inneren Drange ein Werk schafft? Kunst um der Kunst, Wissenschaft um der Wissenschaft willen! Einer anderen Begründung oder Rechtfertigung bedarf es nicht. Wem dieses Spiel nicht behagt, der mag fern bleiben, er soll uns jedoch auch nicht stören und sich nicht gebärden, als ob sein negativer Dogmatismus auf einem besseren Fundamente aufgerichtet

---

[1]) Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt 1896, S. 264 f. Vgl. auch Sigwart, Logik, I 1904, S. 12 f.; Volkmann, Einführung in das Studium der theoretischen Physik 1900, S. 3; Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, I 1883, S. 512 ff. Zur Geschichte vgl. Dilthey, Einleitung, S. 446 ff.

sei. Wir wollen die Hoffnung der Wissenschaft und lieben es, ihr zu leben, ihr zu folgen, andere mögen andere Götter anbeten oder in Gleichgültigkeit versinken. Rickert ist noch allzusehr vom Glauben an die Allgemeingültigkeit der Naturwissenschaft beseelt und befindet sich einigermaßen in Verlegenheit, eine ebenso feste Basis für die Kulturwissenschaften zu entdecken. Doch sind die Bemühungen nach dieser Richtung hin nicht mehr am Platze, sofern der Willkürcharakter der Naturwissenschaften ebenfalls in immer stärkerem Maße Anhänger seitens der modernen Forschung gewinnt.[1])

Freilich wissen wir sehr wohl, wie wenig diese Rechtfertigung eine solche im althergebrachten Sinn genannt werden darf. Indessen ist die Sachlage nicht so ungünstig, wie die meisten wohl glauben. Denn — mag es eine Täuschung sein oder nicht — die Hoffnung, irgend etwas zu erreichen, gewinnen wir, wenn wir tätig ans Werk gehen, gleichgültig, ob nun die absolute Wahrheit erreicht wird oder nicht, oder uns ein anderes Ziel erkämpft zu werden vermag oder nicht. Der Skeptizist oder Relativist muß seine eigenen Behauptungen ebenfalls für bedenklich bzw. relativ erklären. Diesen Einwand bringt mit vollem Recht auch Lotze.[2]) Eine Überwindung der Zweifel ergibt sich nur, wenn ich die Frage nach der Wahrheit als metaphysisch ausschalte, die Wissenschaft als gestaltende Tätigkeit auffasse und die verschiedenen Aussichten der Möglichkeiten gegeneinander abwäge. Lotze versucht zwar ebenfalls eine Widerlegung, er entkräftet jedoch allein den jede Wahrheit direkt leugnenden, nicht aber den sich auf

[1]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 61 ff. bis zuende.

[2]) Logik, 2. Auflage 1880, S. 485 ff.

bloßen Zweifel zurückziehenden Skeptizismus. In diesem Punkte ist kein weiterer Ausweg als die Frage: Warum die Hände in den Schoß legen, sobald uns das Wirken als solches Freude macht? Dementsprechend muß beispielsweise der Standpunkt von Ziehen als allzu negativ, allzu vorurteilsvoll abgelehnt werden. Er ist einerseits nicht skeptisch genug, sofern er an die Wahrheit derjenigen Sätze, die er im Augenblick ausspricht, zu glauben, sowie auch die Existenz von Empfindungen bzw. Vorstellungen als wissenschaftlich gesicherte Grundtatsache anzunehmen scheint.[1] Er geht andererseits zu weit, der Philosophie einen Vorwurf über die Aufstellung von Axiomen überhaupt zu machen und die Voraussetzungen des „Ich" zu bekämpfen. Wenn wir „bewußt" Axiome aufstellen, verfallen wir noch lange nicht in den Fehler der ontologischen Beweisführung. Gerade hierin zeigt sich, in wie hohem Maße Ziehen die Vorstellung als eine gegebene Größe auffaßt. Dasselbe Vorurteil führt ihn dazu, den Satz auszusprechen: „Eine letzte Wahrheit in diesem geträumten Sinne existiert nicht."[2] Ob eine absolute Wahrheit existiert oder nicht, wissen wir nicht, hätte er sagen sollen.

Man wird auch unsere Ausführungen, wenn man sie durchaus vom Standpunkt der Richtigkeit messen will, mit einem großen Fragezeichen versehen müssen. Aber es bleibt dabei zu bedenken, daß wir nur bis an die äußerste uns heute erreichbare Grenze zu gelangen bestrebt sind. Sollte jemand alsobald weiterdringen, so wird uns dies zuallererst eine hohe Freude bereiten. Unsere Ausführungen

[1]) Jedenfalls fehlt bei Ziehen die Immanenz der Relativität, vgl. unten S. 32, Text zu Anm. 2.

[2]) Ziehen, Psychophysiologische Erkenntnistheorie 1898, S. 1, 6, 39 und 92 f.

werden indessen vielleicht noch schneller zur Gefolgschaft überreden, sobald man sich auf den unserer Arbeit immanenten Standpunkt stellt, der in der Wissenschaft eine Art künstlerisch gestaltender Tätigkeit verehrt.

Wissenschaftliches Denken ist nicht nur das Aufnehmen gewisser Eindrücke, welche uns die Außenwelt vermittelt; es ist auch nicht bloß, wie man das vielfach ausgedrückt hat, eine Verarbeitung gegebener Vorstellungen, deren bloße Konkretisierung zu Wesen neuer Art, wir fassen vielmehr die ganze Welt als einen Produktionsprozeß auf, als einen Prozeß,[1]) bei dem es keine Grenze gibt zwischen Außen- und Innenwelt.[2]) Wir wissen wohl: wir stellen uns damit auf einen idealistischen Standpunkt, wir berühren

[1]) Die moderne Wissenschaft drängt Schritt für Schritt zu einer solchen Annahme. Simmel erklärt in einer Vorrede: „Der Befreiung, die Kant vom Naturalismus vollbracht hat, bedarf es auch vom Historismus. Vielleicht gelingt sie der gleichen Erkenntniskritik: daß der Geist auch das Bild des geistigen Daseins, das wir Geschichte nennen, durch die nur ihm, dem erkennenden, eigenen Kategorien souverän formt . . . Die Freiheit des Geistes, die formende Produktivität ist gegenüber dem Historismus auf demselben Wege zu wahren, den Kant der Natur gegenüber eingeschlagen hat, ist die universelle Tendenz, der sich die Besonderheit der folgenden Untersuchungen einordnet." (Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie 1905, VI f.). Vgl. auch Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, S. 72 ff. und 126 ff. Eucken, S. 101, bevorzugt auf sittlichem Gebiete eine Anschauung, die nicht bloß idealistisch der Welt einen rosigen Anschein verleiht, sondern ein idealistisches, erst zu verwirklichendes Sein hinstellt. Ähnlich soll auch nach unserem Dafürhalten die Wissenschaft nicht als Erkenntnis eines Seienden verehrt, vielmehr als ein zu gestaltendes Ideal, als eine Welt für sich proklamiert werden. Freilich bedarf es hier eines ganz erheblichen Kraftbewußtseins.

[2]) Vgl. Sigwart, Logik, I 1904, S. 6 ff.: „Es kann zu den sichersten Ergebnissen der Analyse unserer Erkenntnis gerechnet werden, daß jede Annahme einer außer uns existierenden Welt eine durch Denken vermittelte, aus den subjektiven Tatsachen der Empfindung durch be-

uns eng mit einer Anschauung, die die ganze Welt als Ausstrahlung des menschlichen Inneren begreift. Dennoch darf man uns nicht etwa unterschieben, als wenn wir uns einseitig einer derartigen Anschauung unterwürfen. Wir bevorzugen nicht etwa eine solche idealistische Anschauung zuungunsten des Realismus. Wir wissen wohl, wie auch heute noch der Streit zwischen den beiden philosophischen Problemen nicht ausgefochten ist. Wir wollen ebenso gut realistische wie idealistische Probleme als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung dulden, vom Standpunkte beider die Welt verstehen und deuten lernen. Nur scheint es uns, als müßten für die Methodenlehre jene beiden prinzipiellen Richtungen in einer Anschauung höherer Art aufgehen, welche das Sein in Tätigkeit auflöst,[1]) den Willen als Grundelement hypostasiert. So bewahren wir uns vor einem falschen Idealismus, der die Erfahrung ohne weiteres zu bemeistern trachtet. Denn auch die Vorstellungen, die wir der modernen Naturwissenschaft verdanken, alle die Vorstellungen, die wir auf Gegenstände einer Außenwelt beziehen, sind Vorstellungen unserer selbst, sind ein Teil unseres Geisteslebens, also prinzipiell gleichwertig allen anderen Vorstellungen. Ähnlich ergibt sich eine Gleichstellung der einfachen und zusammengesetzten Vorstellungen. Sie alle bilden vom Standpunkt der Methodenlehre das empirische

wußte oder unbewußte Denkprozesse erst irgendwie abgeleitete ist." (S. 7.) Vgl. auch Lotze, Logik im System der Philosophie, I 1880, S. 503 f. Nur innerhalb der Vorstellungswelt will er die „festen Punkte der Gewißheit" aufsuchen, den Gegensatz der „Vorstellungswelt" zu einer „Welt der Dinge" ganz beiseite lassen.

[1]) Vgl. hierzu Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt und Geistige Strömungen 1904, in denen er eingehend seine Anschauungen entwickelt. Z. B. Kampf, S. 86 ff. und Strömungen, S. 28 ff., 49 ff., 78 ff., 117 ff., 214 ff., 246 ff. usw.

Material. Nur die konkrete wissenschaftliche Arbeit findet von dem ihr speziell innewohnenden Gesichtspunkte aus einen Wertmaßstab, nach dem sie zu sondern und sichten vermag. So erweitert sich in der Tat, sobald die Hypothese der Außenwelt gestrichen wird, das subjektive Ich für die Methodenlehre zur ganzen Welt, ohne doch dem Grundsatz einer möglichst weiten Perspektive untreu zu werden.[1]) Die Abbildtheorie ihrerseits, der als Endziel aller Wissenschaft eine möglichst getreue Schilderung der Wirklichkeit vorschwebt, ist, ganz gleichgültig, ob ein derartiges Vorhaben überhaupt durchführbar wäre oder nicht, viel zu eng und zwar schon deswegen, weil sie mit der Unveränderlichkeit unserer Wirklichkeit rechnet.[2]) Man mag demgegenüber unsere Methodenlehre als eine idealistische charakterisieren, gerade aber wenn die Wissenschaft in einer künstlerisch gestaltenden Tätigkeit besteht, wenn wir für sie die Möglichkeit statuieren, eine unendliche Mannigfaltigkeit herzustellen, eine große Menge von Kombinationen wissenschaftlicher Ansichten zu vollführen, so gewinnen wir ein ungeheures Terrain für unsere gelehrte Arbeit. Es gelingt uns, alle Prinzipienfragen bis zu einem gewissen Grade hinwegzudrängen, einen Raum zu schaffen, auf dem es kein Richtig und Falsch gibt. Eucken[3]) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die großen Gewinne, welche die exakte

---

[1]) Vgl. auch Wundt, Logik, I, S. 630, der freilich methodisch zu voraussetzungsvoll die Erfahrung der Erfahrungswissenschaft in den Vordergrund rückt, sowie Eucken, Der Kampf um den geistigen Lebensinhalt, S. 132 oben u. S. 92, Geistige Strömungen 1904, S. 76 f., S. 84 f.

[2]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft, S. 29 und Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung 1902, S. 33 ff., auch Lotze, Logik im System der Philosophie, I 1880, S. 532 f.

[3]) Vgl. Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, S. 218. Siehe auch Lassaritz, Philosophische Monatshefte 1893, Bd. 29, S. 180.

Wissenschaft in letzter Zeit eingeheimst hat, darauf zurückzuführen wären, daß es gelungen ist, den Streit um die allgemeinen Punkte aus der praktischen Wissenschaft herauszudrängen. Dieser Anforderung entspricht auch unsere Theorie. Unsere Ansicht bedeutet nicht etwa ein Zurückgehen auf ein bestimmtes Durchschnittsmaß, sondern wir machen gerade diejenigen Gedanken, welche Eucken der Philosophie zuschreibt, zur unmittelbaren Grundlage aller Wissenschaft. Denn jenes Vorrecht der Philosophie, gewisse Gesichtspunkte zu absoluter Wahrheit zu erheben und von ihnen aus mit unerbittlicher Konsequenz die Welt zu erfassen, wird jetzt eine eigentümliche Aufgabe jeder wissenschaftlichen Betätigung. Das Resultat unseres Skeptizismus oder besser Kritizismus ist die Zurückdrängung der Wahrheitsfrage.[1]) Für unsere Theorie gewinnt

[1]) Lotze hält noch am alten Wahrheitsbegriff, wenn auch im Sinn einer immanenten Wahrheit der Vorstellungswelt, fest. Geht man hierüber hinaus, wie wir, so gelangt man vielleicht noch einen Schritt weiter, gewinnt insbesondere für die Methodenlehre die Auffassung der Wissenschaft als eine rein gestaltende Tätigkeit. Die Forschung wird hierdurch freier gestellt und vermag auch zu positiven Neuerungen zu gelangen. Lotze setzt allenfalls neben das bisherige Wissen ein Fragezeichen, bezweckt aber keine innere Änderung für die Art ihrer Gewinnung — vgl. Lotze, Logik im System der Phil., I 1880, S. 495 f. — daher gelangt Lotze schließlich auch zu dem Bekenntnis, wie gering der Ertrag seiner Erörterungen über den Skeptizismus ist. (S. 498.) Neuerdings hat sich jedoch zu einem uns verwandten Standpunkt Eucken bekannt. Wahrheit ist ihm nicht eine Harmonie zwischen unserer Gedankenwelt und der Welt des Seins, sondern ein „Einswerden in sich selbst“, „eine Erreichung des eigenen Wesens, eine Erhörung des Lebens bei sich selbst, eine Entwicklung und Zusammenfassung alles Vermögens. Eine solche Wahrheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; sie ist nicht zu entdecken, sondern zu erringen, ja zu schaffen.“ Vgl. Eucken, Der Kampf um den geistigen Lebensinhalt, S. 132 ff., sowie Geistige Strömungen der Gegenwart 1904, S. 36 f., S. 54 ff., S. 57 ff. und neuerdings Grundlinien einer neuen Lebensanschauung 1907, S. 177 ff.: „. . . Alles wirk-

sie metaphysischen Charakter. An ihre bisher führende Stelle tritt die Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit, eine gesetzmäßige Konsequenz, oder wenn man so will, eine innere Wahrheit.

Sollte[1]) es nun aber eine absolute Wahrheit geben, so würde unser Weg ebenfalls der richtige sein, würde gerade die konsequente Durchführung aller Prinzipien in der Weise, als ob ihre Richtigkeit erwiesen wäre, erst klarstellen, inwieweit jedes einzelne dieser Prinzipien auf Berechtigung Anspruch zu erheben vermag. Es werden dann aber, wie ja die Wissenschaftsgeschichte dies so oft zeigt, zuerst alle möglichen Ansichten entwickelt, bis die richtige übrigbleibt.[2]) Selbst hier erscheint es geboten, möglichst viele Gesichtspunkte anzuwenden für eine vollkommene Lösung. So kann man also schon nach dem Standpunkt der heutigen

---

liche Erkennen trägt in sich ein geistiges Schaffen, ein vordringendes Sichselbstgestalten des gesamten Lebens . . . Religion, Kunst, menschliches Zusammensein, sie alle haben den Gegensatz von subjektiver Kraft und fremdartigem Befunde erst zu überwinden und sich damit einen Wahrheitsgehalt zu erringen; für sie alle bedeutet Wahrheit nicht ein Aufnehmen eines der Lebenstätigkeit übermittelten Befundes, sondern ein Vordringen des Lebens zu seiner eigenen Höhe . . . Damit kommt in das Streben nach Wahrheit mehr Bewegung, mehr Freiheit, mehr Mannigfaltigkeit, ganz wohl lassen sich verschiedene Ausgangspunkte wählen und verschiedene Wege zum Ziel versuchen, das Recht des einen braucht nicht ein Unrecht des andern zu sein . . . Die Arbeit mit ihren Irrungen ist besser als alles kluge, aber tatlose Überlegen, denn die Irrung kann über sich hinaus zur Wahrheit treiben, Mattheit und Untätigkeit aber bannen an die alte Stelle." Die dadurch bedingte prinzipielle Umgestaltung der wissenschaftlichen Arbeit verfolgt Eucken nicht weiter.

[1]) Vgl. hierzu Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie 1905, S. 85 f.; Eucken, Der Kampf um den geistigen Lebensinhalt, S. 218.

[2]) Vgl. hierzu Simmel, Probleme der Geschichtsphilosophie 1905, S. 85 f.

Wissenschaft von verschiedenen Richtungen aus nicht nur die allgemeine Frage der absoluten Wahrheit, sondern jede einzelne Frage der Wissenschaft in Angriff nehmen und ein derartiges Vorgehen für rationell erklären.

Als allgemeiner Grundsatz scheint mir der Gedanke nicht recht gewürdigt zu werden, der sich an einzelnen Punkten bereits ausgesprochen findet. Maßgebend für die Güte einer wissenschaftlichen Anschauung ist nicht nur ihr Inhalt, sondern auch ihre Beweglichkeit, ihre Freiheit, ihre Vorsichtigkeit.[1]) Dieser Satz darf aber nicht nur rein äußerlich beherzigt werden. Man darf beispielsweise sich nicht zu jeder wissenschaftlichen Behauptung stillschweigend eine Anmerkung über ihre Relativität hinzudenken, sondern man muß die Relativität in die einzelnen wissenschaftlichen Fragen hineinprojizieren, hineinverweben, zum Exponenten machen, würde Simmel sagen.[2])

Vom Standpunkt der Beweglichkeit muß es als höchst bedenklich hingestellt werden, wenn man eine einseitige wissenschaftliche Ansicht dazu benutzt, um auf sie eine Methodenlehre zu bauen, welche für die ganze Art des wissenschaftlichen Denkens den Ausschlag geben soll, wenn man der Methodenlehre allzusehr einen materiellen Inhalt anstatt einen rein formalen gibt, wenn man beispielsweise realistische Anschauungen auf das wissenschaftlich methodische Denken derart überträgt, daß man auf sie eine wissenschaftliche Methode gründet, anstatt nach einer Ansicht zu suchen, welche vom Standpunkt der bisher aufgestellten wissenschaftlichen Theorien aus überhaupt mit

[1]) Volkmann redet ganz richtig von einem stets neu zu unternehmenden Kreislauf (Einführung in das Studium der theoretischen Physik 1900, S. 31).

[2]) Vgl. Simmel, Probleme, S. 30.

einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch für die Zukunft eine allgemeine Bedeutung beanspruchen kann.

Weiter entspricht eine Unbegrenztheit des Interesses unserer Theorie und es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß der Wert oder Unwert eines Problems vom methodischen Standpunkt aus für die Methodik keine Rolle spielt. Vom methodischen Standpunkt nämlich ist es gleichgültig, ob ich mich mit dieser oder jener Frage wissenschaftlich beschäftige, ob ich vergleichende Rechtswissenschaft treibe, mich in die Geschichte vertiefe oder auch mich beispielsweise mit der Tätigkeit eines Steinklopfers wissenschaftlich abgebe. Tatsächlich kann ich durch die Zeit oder aus anderen Gründen, wie man es auszudrücken pflegt, verhindert sein, diese oder jene „überflüssigen" Studien zu treiben; vom Standpunkt dogmatischer Wahrheit aber beruht eine derartige Vernachlässigung rein auf meinem Willen. Dies gilt auch für die Kulturwissenschaft im Rickertschen Sinne; denn die Kulturwerte sind reine Postulate; es sind Werte, die wir als Mitglieder jener Kulturgemeinschaft, in der wir leben, anerkennen.[1] Die allgemeine Methodenlehre hält also an dem Prinzip der Allseitigkeit fest. Daher kann die Rickertsche Einteilung aller Wissenschaften in Kultur- und Naturwissenschaft, welche auf Grund der bisherigen Entwickelung der Wissenschaft sich ihm ergibt und auch nur auf diesen Gebieten ein logischeres Vorgehen zu erzielen sucht, weder für eine allgemeine Methodenlehre berücksichtigt werden, noch auch zu einer Abgrenzung ihres Materials führen.[2] Erst für eine spezielle Richtung in der Wissenschaft, für eine bestimmte Disziplin können sich Einschränkungen oder Begrenzungen

[1]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 21.

[2]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 7 und 17.

ergeben, kann damit die Frage auftauchen, ob dieser oder jener Weg wertvoll ist oder nicht. Außerdem darf die geschichtliche Entwickelung der Wissenschaften in methodischer Hinsicht nicht etwa irgend eine Hemmung mit sich bringen. Man muß die geschichtliche Entwickelung nicht bloß um ihrer selbst willen studieren, sondern unmittelbar für die Dogmatik ausnutzen, man muß auch prinzipiell die von einer Zeit bereits überwundenen Ansichten von neuem aufrollen und daraufhin prüfen, ob sie nicht in modernem Gewand eine Erstehung zu feiern vermögen. Tatsächlich hat man auch schon bisher auf diesen Punkt die Aufmerksamkeit gerichtet, aber systematisch hat man sich fast stets gehütet, prinzipiell scheinbar überwundene Gesichtspunkte, wie z. B. die Auffassungsweise des Aristoteles, in moderner Umgestaltung von neuem zu beleben, verlassene Denkformen wieder aufzufrischen oder mit geltenden synthetisch zu verbinden. Erst wenn man sich hierzu nicht nur gelegentlich, sondern grundsätzlich entschließt, wird die Geschichte der Wissenschaft zu aktuellerer Bedeutung, das methodisch bewußte Schaffen aber auf eine höhere Stufe gehoben.[1]) Selbst methodische Schranken dürfen über-

[1]) Dem entspricht es, wenn Bier (Hyperaemie als Heilmittel) bis zu einem gewissen Grade auf ältere teleologische Auffassungen in der Medizin zurückgeht. Er führt etwa aus: Allerdings reifen nicht, wie man früher zu weitgehend annahm, die Kirschen deswegen, damit der Mensch in der heißen Jahreszeit Erquickung finde; seit Darwin ist der Mensch nicht mehr der Mittelpunkt, um den sich die ganze Natur dreht, immerhin aber wird der Anatom vom Standpunkt einer inneren Teleologie aus die Frage nach dem Zweck eines Gliedes aufwerfen und dementsprechend darf auch der praktische Mediziner dem Husten die Aufgabe, Fremdkörper zu entfernen, zuschreiben. Wenn die Krankheitssymptone gesetzmäßige Lebenserscheinungen sind und die Krankheit selbst ein den veränderten Umständen angepaßtes Leben darstellt, so ist auch das Fieber ein zweckmäßiges Phänomen, ein künstliches Heil-

haupt nur als vorläufige, richtunggebende Faktoren, als eine bloße Empfehlung, diese oder jene Bahn einzuschlagen, aufgefaßt werden. „Denn alle Mittel und Wege, die nur

mittel. Ebenso hat der Entzündungsvorgang seine Zweckmäßigkeit und in der Chirurgie spielt die Teleologie ihre Rolle, wenn auch der Gesichtspunkt zweckmäßiger Ausheilung nicht zu sklavischer Nachbildung der Naturvorgänge führen soll. Diese Gedanken liegen den späteren Ausführungen des Buches, wie Bier selbst hervorhebt, zugrunde. Früher erfundene und in Vergessenheit geratene Apparate verwendet Bier unter neuen Gesichtspunkten und in neuer Weise, so die Saugapparate von Junot. Die damit zusammenhängende Wichtigkeit der Geschichte erhellt auch aus seiner Bemerkung, es wäre manche Arbeit erspart geblieben, wenn er zur rechten Zeit die Literatur studiert hätte.

Als ein weiterer Beleg dient Fechner, Zend-Avesta, 3. Aufl. 1906, I, vgl. die Vorrede, S. VI: „Die Ansicht, daß die ganze Natur lebendig und göttlich beseelt sei, ist uralt und hat sich in der Religion der Naturvölker, wie der Naturphilosophie der gebildeten Völker bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt. Sie schließt die Anerkennung einer individuellen Beseelung nicht aus, vielmehr erweitert sich mit Anerkennung der Beseelung des Ganzen von selbst die der individuellen Teilwesen. Inzwischen ist unter uns die Geltung dieser Ansicht fast verschwunden, die Kraft und selbst der Reiz der Gründe dafür hat sich abgestumpft, die Naturphilosophie hat ihr Ansehen verloren oder ihre Bedeutung geändert. Um so mehr hat man sich gesträubt, noch auf diese Ansicht einzugehen, als sie einerseits mit *geläuterten* religiösen Ansichten, andererseits mit den Forderungen einer *exakten* Naturwissenschaft in Widerspruch zu stehen schien.

„*Dessenungeachtet ist die folgende Schrift nach ihrem allgemeinsten Gesichtspunkte nichts als ein Versuch, dieser fast verschollnen Ansicht* wieder Geltung zu verschaffen. Um einen solchen Versuch zu wagen, mußte, wenn nicht die Kraft neuer Gründe, eine neue Kraft der Gründe zu Gebote stehen, um ihn gerechtfertigt zu halten, jener Schein sich in Schein wirklich auflösen lassen. In der Tat wird diese Schrift zwar nichts als die uralten Gründe für die uralte Sache haben, aber sie wird durch Vertiefung und neue Verwendung denselben eine neue Wirksamkeit zu verleihen suchen; sie wird alle Forderungen der Religion und Wissenschaft, um deren Willen man jener Ansicht abgesagt hat, anerkennen, aber zu zeigen suchen, daß es vielmehr einer *kon-*

irgendwie zur Entdeckung von neuen Tatsachen beitragen können, sind" — wie Rickert mit Recht erklärt — „in jeder Wissenschaft gleichberechtigt."[1])

§ 6.

Die Wissenschaft als Kombination von Gesichtspunkten.

Es mag dahingestellt bleiben, ob als das letzte Ziel aller wissenschaftlichen Arbeit eine objektive Wahrheit erweisbar ist. Es handelt sich an dieser Stelle nicht darum, wissenschaftliche Resultate zu verkünden, oder richtige Sätze über gewisse wissenschaftliche Objekte auszusagen. Wir wollten einmal der Frage, welche wissenschaftliche Anschauung nach dem Stand der heutigen Forschung gewissermaßen als ihr Ergebnis vertreten werden darf, die ganz andere und vielleicht prinzipiell neue Frage gegenüberstellen: Welche Anschauung über die Wissenschaft muß der Gelehrte verwenden, um praktisch zu möglichst gewinnbringenden Resultaten zu gelangen? Wir bitten nun, diese beiden Fragen nicht miteinander zu verwirren und auch die Verschiedenheit der Wege in Betracht zu ziehen, welche zu ihrer Lösung führen. Im ersten Falle bewegen sich die

sequenten Durchführung der Ansicht, als eines Aufgebens derselben bedarf, um jene Forderungen auch voll zu befriedigen." — Die Hervorhebungen des letzten Absatzes rühren von uns her.

Es sei an dieser Stelle auch an die noch neuerdings eingetretene Auferstehung der Coulombschen Fluida in der Elektronentheorie erinnert (Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsche Übersetzung 1903, S. 165).

[1]) Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 7, vgl. aber auch S. 9, wo Rickert den Wert eines Orientierungsversuches für die Einzelwissenschaft erörtert.

Erörterungen in Existentialsätzen, eine Feststellung wird auf die andere aufgebaut, und so gelangen wir endlich zu einem System und zu wirklichen Resultaten. Im anderen Falle jedoch, in welchem neue wissenschaftliche Möglichkeiten erschlossen werden sollen, sind alle bisher gefundenen Ergebnisse ohne Ausnahme als Hypothesen zu betrachten und auch selbst das Wahrheitsproblem in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes muß mit einem großen Fragezeichen versehen werden. Man mache uns jedoch ja nicht in Verwechselung der beiden in Rede stehenden Fragen den Vorwurf, als ob wir die objektive Wahrheit als solche schlechtweg bekämpfen wollten. Nur vom Standpunkt der zweiten Frage, vom methodischen Standpunkt, den der vorwärts dringende Forscher einzunehmen hat, taucht für uns der geschilderte Zweifel auf. Und so fragten wir hier nicht nur: Welches ist die Wahrheit? sondern auch: Darf eine ideale Wahrheit zur Grundlage der Forschung erhoben werden? Die wissenschaftliche Vorsichtigkeit und Folgerichtigkeit mußte unbedingt zu einer verneinenden Antwort führen. Denn es wäre eine unerträgliche Beschränkung wissenschaftlicher Forschertätigkeit, wenn man gezwungen wäre, von jener Voraussetzung als einer unumstößlichen auszugehen, daß eine objektive Wahrheit existiert. Wir gewinnen durch diese Erwägungen folgende Zusammenfassung: Ob es eine Wahrheit gibt oder nicht, muß vom methodischen Standpunkt aus zweifelhaft bleiben; wir dürfen es weder behaupten, noch auch verneinen.[1]) Dies führt nun aber zu der sehr wichtigen Konsequenz: Die Wissenschaft ist nicht schlechtweg Forschung nach der

[1]) Man beachte, daß wir also selbst für den methodischen Standpunkt nicht etwa die Existenz der Wahrheit verneinen, sondern nur anzweifeln.

Wahrheit. Es kann auch ganz andere Ziele geben, möglich allerdings, daß die Erringung der Wahrheit das endgültige Ziel oder wenigstens eines der Endziele darstellt.

Gemäß dem, was wir schon früher aussprachen, wäre unsere Anschauung verfehlt, wenn sie in Skeptizismus endigte oder sonst zur Einstellung wissenschaftlicher Arbeit führte. Glücklicherweise bleiben wir vor einem solchen Schicksal bewahrt, glücklicherweise eröffnet sich uns sogar im Gegenteil auf diesem Wege ein wahrhaft neues Land für unser Wirken und Schaffen. Diese positive Seite unserer Philosophie zu enthüllen, ist nunmehr die Hauptaufgabe. Gelänge es nicht, wirkliche Unterschiede zwischen den alten und neuen Pfaden wissenschaftlicher Arbeit aufzudecken, so wäre in der Tat der empfindliche Einwand gerechtfertigt, daß schließlich alles beim alten bleibe und daher praktisch die Streichung des Wahrheitsideals unterlassen werden könne. Indessen gerade an diesem Punkt wird sich unser Bestreben bewähren, die modernen Ideen in die wissenschaftliche Forschung organisch einzufügen. Zwar haben schon viele den Glauben an die absolute Wahrheit, wie sie früher herrschte, abgestreift, aber sie hielten an der alten Art des wissenschaftlichen Betriebes fest und der metaphysische Geist trat allenthalben in den Vordergrund; nur anmerkungsweise, in Einleitung und Schluß oder in allgemeinen Erörterungen gab man der modernen Auffassung Raum. Indessen wird es nunmehr bei jedem Problem dringend erforderlich, die neuen Gedanken wahrhaft organisch aufzunehmen, das ganze bisherige Material mit Rücksicht auf sie umzuformen und jedes einzelne Element danach zu gestalten. Geht man so dem modernen Relativismus und Subjektivismus mit offenen Armen entgegen, so ist dies doch wiederum der erste Schritt zu seiner

Überwindung; ihn zu fliehen, ihm wirklich zu entgehen, ist unmöglich, aber über ihn hinweg lautet die Losung, ihn zu bezwingen, als Knecht uns dienstbar zu machen, erheischt unsere Pflicht. Wer uns sich anschließt, wird sicher erkennen, wie wenig wir geneigt sind, beim Subjektivismus halt zu machen. Bereits im letzten Kapitel haben wir dem Skeptizismus teils durch sich selbst, teils durch die Erklärung unseres ausdrücklichen Willens zur wissenschaftlichen Arbeit ein Ende bereitet. An sich wäre nun natürlich die freie, ungebundene Betätigung dieses Willens schon heute denkbar, aber es handelt sich hier um eine für uns mindestens vorläufig im einzelnen unvollziehbare Vorstellung; ähnlich vermögen wir uns auszumalen, daß die Menschen einst auf den Mond fliegen werden, dennoch wäre niemand imstande, das Wie anzugeben, und doch liegt dieser zweite Fall noch verhältnismäßig günstiger, als jener erste. Unser Wille bedingt sonach einstweilen noch gewisse Schranken durch sich selber; nur verkehrter Idealismus würde vergeblich sie zu durchbrechen suchen, verkehrt, weil wir neuerdings einsehen lernten, daß nur unter Berücksichtigung der realen Faktoren, nie durch ihre Ignorierung eine ideale Anschauung haltbar aufgebaut wird.[1]) Von einem solchen Standpunkt aus haben wir es nicht einfach in der Hand, die bisherige Wissenschaft zu verstoßen und autokratisch eine ganz neue Lehre einzuführen, es steht vielmehr praktisch nur eine Erweiterung, organische Fortführung in Frage und so ist auch diese allein bisher von der wissenschaftlichen Welt anerkannt worden. Positiv müssen wir uns daher mit einer bloßen Ausdehnung des wissenschaftlichen Arbeitsgebietes begnügen, müssen wir froh

[1]) Dies ist selbstverständlich keine unbedingte Wahrheit, aber sie gilt, bis uns jemand das Gegenteil erweist; wir binden uns freiwillig an sie.

sein, wenn es uns gelingt, eine methodische Auffassung zu gewinnen, welche das bisher Erreichte übertrifft, ohne gegen die für uns heute unabschaffbaren Gebote der Wissenschaftlichkeit zu verstoßen. Dies allein ist der Wille und Zweck des von uns verfochtenen hypothetischen Perspektivismus. Aber auch die neue Lehre kann nicht mit einem Schlage auf den verschiedensten Gebieten ohne weiteres durchgeführt werden, sondern nur Stück für Stück dringt sie vorwärts, nur an einzelnen Punkten gestaltet sie das bisherige wissenschaftliche Material um, während im übrigen vielfach noch der alte Bau bestehen bleibt. Daß dies zu Widersprüchen führt, anders aber in Wirklichkeit nicht vor sich gehen kann, weiß ein jeder.

Wer diese Gedankengänge in sich aufnimmt und auch im weiteren Verlauf sich ihrer stets bewußt bleibt, wird den unserer Lehre eigenen Positivismus, der uns in erster Linie ans Herz gewachsen ist, anerkennen. Für uns selbst ergibt sich nun aber die Pflicht, diesem Positivismus näher zu treten und alsdann praktisch zu zeigen, inwiefern er zu neuen wissenschaftlichen Resultaten die Bahn frei macht. Gerade hinsichtlich dieses letzten Punktes haben wir bereits in den früheren Ausführungen manchen Ausblick eröffnet, auf den wir uns nunmehr berufen dürfen. Indessen wird erst ein weiteres Vordringen die volle praktische Tragweite der Theorie ins rechte Licht setzen. Um nun zum Positivismus überzuleiten, erklären wir unter Zusammenfassung des Bisherigen das wissenschaftliche Forschen als eine gestaltende Tätigkeit, ein Bilden und Formen nach Art des plastischen Künstlers. Doch nicht ein willkürliches Schalten und Walten ist in der Wissenschaft erlaubt, sie legt ihrem Jünger gewisse Gesetze auf, erheischt eine innere Konsequenz und fordert von jedem eine un-

bedingte Aufrichtigkeit. Sie selbst ist frei und von außen durch keinerlei Schranken gebunden. Weiter stellt sich die Wissenschaft als eine Kombination von Gesichtspunkten heraus; jeder Begriff, jedes Ergebnis, jede wissenschaftliche Aussage geht zurück auf eine bestimmte analysierbare Perspektive, unter der wir die Welt oder einen Ausschnitt aus ihr im Augenblick erfassen.

Unser Gesichtspunkt kann zunächst als eine Gesamtvorstellung charakterisiert werden.[1]) Wir dürfen auch sagen: Ein Gesichtspunkt ist eine bestimmte Anschauungsform.[2]) Die Gesichtspunkte spielen in unserem Leben eine

---

[1]) Ihre historische oder psychologische Entstehung interessiert uns an und für sich nicht, vielmehr ist der Gesichtspunkt selbst der primäre Faktor allen wissenschaftlichen Denkens. Vgl. dagegen die Ausführungen Wundts, Logik, I, S. 33 ff., 43 ff. Unser Gesichtspunkt ist eine besonders bevorzugte Vorstellung, die eine Reihe anderer Vorstellungen sich nicht nur unterjocht hat, sondern zugleich dadurch umgewandelt hat. Vgl. dagegen Wundt S. 47 f. Die ganze Begriffsbildung ist indessen nicht nur ein Verbindungsprozeß, sondern Umformung.

[2]) Gesichtspunkte sind die „allgemeinen Begriffs- und Anschauungsformen" und die „allgemeinen Methoden" im Sinne Volkmanns (Einführung in das Studium der theoretischen Physik 1900, S. 9). Vgl. auch Dilthey, Einl., S. 515 f. sowie Teichmüller, Die wirkliche und scheinbare Welt 1882, der das Perspektivische schon bewußt betont, ohne aber einen Ansatz für unsere Theorie zu liefern. Vgl. insbesondere S. 19, 44, 184 f.: „Alle Meinungen oder Auffassungen von wirklichen Dingen sind also nur Hypothesen zur Erklärung unserer eigenen Zustände. Mithin kann der Begriff des Perspektivischen nicht mehr darin gesetzt werden, daß wir die Beziehung der wirklichen Dinge als des Objekts zu dem Gesichtspunkte des Subjekts auffassen, weil die wirklichen Dinge nicht eher für uns da sind, bis wir sie zum Zwecke einer Erklärung unserer Empfindungen schon hypothetisch gesetzt haben. Es bleibt uns vielmehr nur übrig, die Vielheit der Empfindungen selbst als das Objekt zu nehmen und ihre Zusammenfassung durch das Subjekt für das perspektivische Bild zu erklären." Ferner S. 226, 232 f. u. a. m.

große Rolle und zwar nicht bloß vom Standpunkt der Methodenlehre, sondern auch in anderen Wissenszweigen.[1])

Die Bedeutung der Gesichtspunkte wird bereits von Rickert teilweise anerkannt, wenn auch noch nicht in ihrer vollständigen Tragweite gewürdigt.[2]) Ihm ist es bereits klar, daß die Begriffsbildung von gewissen Prinzipien geleitet wird, der Methodiker hat nach Rickert die Aufgabe, die die Einzelwissenschaften beeinflussenden, ja bestimmenden Gesichtspunkte aufzudecken. Nur so vermag man methodische Verschiedenheiten zweier Grenzen von Wissenschaften zu durchschauen.[3]) Indessen hat er den Gedanken noch nicht bis zu seiner äußersten Konsequenz fortgesponnen, er spricht daher von Begriffsbildung anstatt von Bildung der Gesichtspunkte. Daß der Ausdruck „Begriff" zu seiner vorgeschrittenen Auffassung nicht recht paßt, hat er selbst empfunden. Dem „Begriff" haftet stets die Vorstellung des Allgemeinen an; von Begriffsbildung kann ich also genau genommen nur auf dem Gebiet der Naturwissenschaft im Rickertschen Sinne, nicht aber bei der das Individuelle erfassenden Geschichtswissenschaft im weiteren Sinne reden. Rickert sucht dementsprechend mit der Ausdehnung des Terminus „Begriff" sich zu helfen. Wer jedoch,

---

[1]) Vgl. Sigwart, I, S. 48 ff. Sigwart, S. 414 f., stellt schon ganz richtig folgenden charakteristischen Satz auf: „Als Bedingung einer übereinstimmenden Erfahrung nur ist ein Grundsatz notwendig, der bestimmt, nach welcher Regel zum Accidens die Substanz hinzugedacht werden soll." Richtig ist es allerdings nicht, wenn Sigwart glaubt, daß dem kindlichen Denken derartige Grundsätze nicht wenigstens immanent seien.

[2]) Hierher gehört eine Bemerkung Diltheys, Einleitung, S. 480, daß sich die „erneuerte Vorstellung von einem bestimmten inneren Gesichtspunkt aus" aufbaut „wie die Wahrnehmung von einem äußeren."

[3]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft, S. 30 f. Auch Grenzen, S. 61 ff., insbesondere S. 70 ff.

wie Rickert, als das Wesen der beiden logischen Prozesse in Natur- und Geschichtswissenschaft die Umformung der empirischen Wirklichkeit proklamiert, wird sicherlich gegen den „Gesichtspunkt" als Terminus technicus nichts einzuwenden haben.[1])

Die Lehre von den Gesichtspunkten steht in einer intimeren Verwandtschaft mit der Erkenntnistheorie, als mit der Psychologie. Wir können sie geradezu als eine Konsequenz der Erkenntnistheorie betrachten. Diese letzte hat die Fehlerquellen menschlichen Erkennens entwickelt. Jetzt wird es Zeit, die neuen Entdeckungen zu verwerten, und zwar nicht bloß sie stellenweise auszunutzen, sondern systematisch auf sie aufzubauen.[2]) Dabei ist aber zwischen dem prinzipalen Ausgangspunkt unserer Mothedenlehre und ihrer weiteren Durchführung scharf zu unterscheiden. Insofern unser Ausgangspunkt auf dem Bruch mit einer festen, absoluten Wahrheit beruht, verdanken wir ihn der Erkenntnistheorie. Dennoch sind wir nicht so weit gegangen, dem menschlichen Erkennen eine unabänderliche Fehlerhaftigkeit zuzuschreiben, an der Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt zu verzweifeln und dem Skeptizismus anheimzufallen. Weiter wird die Erkenntnistheorie ihre Kraft bei der Auswickelung einzelner Gesichtspunkte sicher bewähren, denn sie hat sich tatsächlich schon längst darein vertieft, die wissenschaftliche Arbeit nicht nur überhaupt zu kontrollieren, sondern auch auf ganz konkreten Gebieten zu untersuchen, wie z. B., von welchen Voraussetzungen aus die Resultate gewonnen sind. Die erkenntnistheoretischen Erörterungen sind unmittelbar zu verwerten, sofern sie,

[1]) Vgl. Rickerts wichtige Ausführungen in Grenzen 1902, S. 328 f.

[2]) Vgl. hierzu insbesondere die Ansichten Diltheys, Einleitung, S. 146 ff.

ins Positive umgekehrt, nicht als negative Bemängelungen, sondern als Voraussetzungen kraft unseres Willens statuiert werden. Zeigt uns der Erkenntnistheoretiker, wie unsere geschichtliche Forschung von Raum- und Zeitvorstellungen bedingt ist, so können wir hieraus eine Voraussetzung in unserem Sinne formen.[1]) Aber freilich werden wir von unserer Theorie ausgehend nicht dabei stehen bleiben, unter solchen Garantieen die bisher gewonnenen Resultate der Wissenschaft unverändert zu übernehmen, sondern es wird eine erneute logische und sachliche Entwickelung der Voraussetzungen Platz zu greifen haben; möglich, daß das alte Ergebnis aufrecht erhalten werden muß: aber selbst dann bietet unser Vorgehen immerhin die Gelegenheit, eine exakte Nachprüfung zu veranstalten, die Verträglichkeit der Voraussetzungen zu kontrollieren und einen in sich harmonischen Aufbau zu bewerkstelligen.[2]) Von vornherein jedoch ist zu erwägen, ob es für die von uns in concreto verfolgten Tendenzen nicht praktischer ist, einmal eine andere Voraussetzung aufzustellen und von ihr aus Resultate abzuleiten. Bisher begnügte man sich mit der bloßen Erkenntnis des Relativismus und unterließ es, die Resultate der Erkenntnistheorie in die wissenschaftliche

[1]) Z. B. könnte dies mit den Simmelschen Aprioris geschehen, vgl. Simmel, Probleme, S. 6 f.

[2]) Vgl. Sigwart, Logik, I 1904, S. 105 ff., auch S. 106, insbesondere Anmerkung. Das Urteil: „Dies ist Schnee" ist ein Ineinssetzen von Vorstellungen. Dieses Ineinssetzen, das für wissenschaftliches Denken wesentlich ist, beruht nach unserer Anschauung auf Willkür, aber eben kraft unserer Willkür machen wir die Voraussetzungen einstweilen, die notwendig sind und auch von Sigwart anerkannt werden, um jenen Satz „Dies ist Schnee" auszusprechen. Gerade Sigwarts Ausführungen hier beweisen, wie auch ohne Wahrheitsvoraussetzung wissenschaftliches Arbeiten möglich ist.

Betrachtung organisch aufzunehmen.[1]) Die Voraussetzungen müssen als solche ausdrücklich gekennzeichnet werden. Stellt man sie wie bisher als feststehende Tatsache hin, so hemmen sie als Vorurteile den wissenschaftlichen Fortschritt.[2])

Die Gesichtspunkte sind eher eine Erkenntnis theoretischer, dogmatischer Kategorie, als eine psychologische Theorie. Selbst wenn wir wissenschaftliche Operationen auf psychologische Prozesse zurückführen, wird die Richtigkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse nicht davon berührt. Ist nicht die Psychologie ihrerseits wieder ein Gesichtspunkt?[3]) Wie wir tatsächlich zu den Gesichtspunkten gelangen, in welcher Art wir ihre Kombination gestalten, ist für den Wert des Resultats gleichgültig,[4]) wenn die Kombination überhaupt wissenschaftlich sich begründen läßt. Nicht gleichgültig jedoch ist die Feststellung der Gesichtspunkte, auf welche das wissenschaftliche Resultat sich stützt.

Man wird allmählich ein System der Gesichtspunkte

---

[1]) Vgl. z. B. Sigwart, Logik, I 1904, S. 15. Trotz der tiefen Erkenntnisse, die hier entwickelt werden, hält Sigwart doch an dem Glauben an das Gefühl der Evidenz als einen „letzten Ankergrund aller Gewißheit" fest.

[2]) Vgl. auch Dilthey, Einleitung, S. 148. Sehr gefährlich sind stillschweigende Voraussetzungen; auf dieser Einsicht beruht der Wert einer Erkenntniskritik. Der Zweck unserer Theorie ist darauf gerichtet, sich, soweit dies möglich, der Voraussetzungen bewußt zu werden, weiter aber macht sie gerade die Voraussetzungen, die sie als einen nicht auszuschaltenden Machtfaktor anerkennt, zum integrierenden Bestandteil der wissenschaftlichen Forschung überhaupt. Indem wir in dem Fortschritt der Wissenschaft einfach zugleich einen Prozeß der Rückauflösung bisheriger Wahrheiten erblicken, bleiben wir vor irgend welchen destruktiven Konsequenzen bewahrt. Vgl. über stillschweigende Voraussetzungen auch Volkmann in Annalen der Naturphilosophie 1902, I, S. 109.

[3]) Husserl, Log. Unters., I 1900, S. 110 ff.

[4]) Es soll nicht bestritten werden, daß die psychologische Erkenntnis für die richtige Würdigung einer Ansicht wesentliche Dienste leistet.

aufstellen können und nicht nur Haupt- und Hilfsgesichtspunkte oder Haupt- und Untergesichtspunkte, sondern auch Gesichtspunkte und bloße Voraussetzungen unterscheiden lernen oder in irgend einer anderen Weise zu einer feineren Erkenntnis der ineinander greifenden Perspektiven gelangen. Für den wissenschaftlichen Arbeiter empfiehlt es sich immerhin, zu beachten, daß es sowohl Hilfs- wie Hauptgesichtspunkte gibt. Jenen fällt nur eine untergeordnete Aufgabe zu, sie werden nur nebenbei herangezogen. Dagegen spielen diese eine wichtige Rolle für die ganze Arbeit. Auf einen Untergesichtspunkt stützt sich der Hauptgesichtspunkt. Sofern aber mehrere Variationen möglich sind, kann man zwei Untergesichtspunkte statuieren. Die Trennung von Innen- und Außenwelt in vielen Einzelwissenschaften beruht auf einem Hilfsgesichtspunkt, der meist sogar zur bloßen Voraussetzung herabsinkt. Voraussetzungen und Gesichtspunkte sind nicht miteinander zu verwechseln. Zum Gesichtspunkt ist notwendig, daß er das ganze wissenschaftliche Material als bewußt oder intuitiv angewandter Gestaltungsfaktor durchsetzt und durchdringt. Voraussetzungen dagegen können die scheinbar ganz belanglosen Zwischensätze oder Gedanken sein, hinter ihnen versteckt sich regelmäßig ein unbewußter Gesichtspunkt. Wenn man Voraussetzungen auflöst, so ergibt sich häufig ihre Unvereinbarkeit mit den Hauptgesichtspunkten. Hierbei ist ein Punkt hervorzuheben: nimmt man Gedankenketten anderer Gesichtspunkte, so stellt man sich schon wieder auf einen neuen Gesichtspunkt, falls nicht etwa die Gedankenkette schon an und für sich in dem alten Gesichtspunkt enthalten ist. Im allgemeinen läßt sich nach diesen Ausführungen sagen: Der Unterschied zwischen Voraussetzungen und Gesichtspunkten überhaupt bestimmt sich

nach der Art und Verwendung des in ihnen enthaltenen Gedankens. Voraussetzungen sind unbewußte Gesichtspunkte. Die Anwendung des Gesichtspunktes wird regelmäßig, von dem „letzten Gesichtspunkt" abgesehen,[1]) bereits durch vorhergehende Erörterungen begründet sein, während die Voraussetzung mehr hypothetischer Natur ist. Wirklich wissenschaftliche Behauptungen in dieser Hinsicht lassen sich erst aufstellen, wenn man einige Arbeiten nach unserer Theorie analysiert hat.

Schließlich mag noch darauf hingewiesen werden, wie sehr der Perspektivismus zur Erhöhung der technischen Sicherheit beiträgt, indem er die wissenschaftliche Kombination durch feste Größen, die Gesichtspunkte, erheblich erleichtert.[2]) Die Wissenschaft sinkt hierdurch jedoch mit nichten zur Technik herab; denn ihr eigentliches Element ist ja das Aufstellen neuer Gesichtspunkte, dieses beruht aber lediglich auf Intuition.

§ 7.

Die letzten Gesichtspunkte.

Eine besondere Art von Gesichtspunkten, bei der wir noch einen Augenblick verweilen wollen, sind die soge-

[1]) Vgl. weiter unten.

[2]) Die Übertragung von Gesichtspunkten von einem Gebiet auf das andere spielt auch bei wissenschaftlichen Entdeckungen eine Rolle. Es ist daher wichtig, die verschiedenen Methoden der Einzeldisziplinen näher zu studieren und gerade in dieser Hinsicht kann eine Zeitschrift wie z. B. die seit 1902 erscheinenden Annalen der Naturphilosophie Wertvolles leisten. Mit unseren Tendenzen verwandt ist Ostwalds Bestreben, die Technik des Entdeckens durch eine Wissenschaftslehre planmäßig zu heben, durch welche auch verhältnismäßig höhere Leistungen des Genies erzielt zu werden vermögen. Vgl. Ostwald, Annalen der Naturphilosophie 1905, S. 26 f.

nannten letzten Gesichtspunkte. Darunter versteht man diejenigen, welche sich vorläufig nicht weiter auflösen lassen oder welche als äußerstes Axiom einer Gedankenreihe dastehen. Auch pflegt jede Zeit solche letzten Gesichtspunkte zu bekommen, über die bei unbefangener Betrachtung ein Streit mit den bisherigen Mitteln nicht möglich ist. Über sie hinaus gelangt man nun durch Schaffung eines neuen Gesichtspunktes, welcher die beiden bestehenden versöhnungsvoll in sich aufnimmt. Unsere letzten Gesichtspunkte ähneln den sogenannten Axiomen[1]), welche als unbeweisbare Voraussetzungen heute schon anerkannt werden.[2]) Ein wesentlicher Unterschied liegt aber in dem formenden Prinzip des Gesichtspunktes, er ist nicht ein einfacher Satz, aus dem sich eine Reihe Konsequenzen ergeben, die ganze Gedankenkette stellt vielmehr seine Emanation dar. Eine weitere nicht zu übersehende Differenz, die sich jedoch aus dem Zweck der Methodenlehre als solche hinreichend erklärt, bildet die Variabilität des letzten Gesichtspunktes und der Verzicht darauf, ihm eine unmittelbare Gewißheit zuzuschreiben. Den Axiomen des Seins versagt Sigwart seine Anerkennung; auch die Axiome der Begriffsbildung vermögen uns höchstens unter Vorbehalt bis auf weiteres und auch nur zum Teil, wie z. B. die „Sätze über die Unvereinbarkeit gewisser Merkmale" zu binden. — Den Postulaten ähneln unsere letzten Gesichtspunkte insofern, als sie beide nicht weiter deduzierbare Gedanken darstellen; die Postulate sind jedoch auch nur bloße Obersätze, nicht allgemeine Prinzipien und erheben ebenfalls eine Art Anspruch auf psychologische, wenn auch nicht logische Gewißheit.[3])

[1]) **Windelband, Präludien, S. 291 ff.**

[2]) **Windelband, Präludien, S. 291 unten.**

[3]) Über Axiome und Postulate vgl. Sigwart, Logik, I, S. 419 ff.

Diese Auffassung liegt in der Konsequenz unserer Theorie, sofern wir die alleinige Richtigkeit eines einzigen Gesichtspunktes bestreiten. Ja prinzipiell kann jede Vorstellung zum letzten Gesichtspunkte erhoben und von ihr aus die Welt zu begreifen versucht werden. Gerade an diesem Punkt muß man erkennen, wie so manche erbitterte Streitfragen verschwinden, wie viele Gegensätze gemildert werden, ohne dass der mannigfaltigen und kraftvollen Entwickelung des Denkens Abbruch geschieht. Denn nicht etwa wird man in der Erkenntnis, daß mehrere verschiedene Ansichten Rechtfertigung zu finden vermögen, fatalistisch halt machen dürfen, vielmehr vermag die Einseitigkeit der Wahrheit suchenden Forschung durch die Freude an der unendlichen Gestaltung ersetzt zu werden. Was wollte man aber gegen folgende philosophische — also nicht methodenpolitische Erwägung eines Forschers einwenden: Nach unserem heutigen Denken müssen wir die Unendlichkeit der Wissenschaft zugeben. Unser metaphysisches Bedürfnis, wie es jetzt gewöhnlich vorausgesetzt und gelehrt wird, verlangt allerdings eine einheitliche Welterklärung, aber es fordert auch zugleich, daß jene etwa in fernen Zeiten erreichte Lösung der Welträtsel die einzige, eben die richtige sei.[1]) Dies widerspricht jedoch unserer tatsächlich schon vorhandenen Überzeugung von unendlichen Möglichkeiten. Wir würden nämlich nie wissen, ob jene Welterklärung wirklich die einzig richtige darstellt. Der Gesichtspunkt dieser theoretisch vollkommenen Weltauffassung müßte als der einzig wahre erscheinen. Die Richtigkeit verlangt aber

---

[1]) Vgl. über das Ideal der Physik z. B. Volkmann, Einführung in das Studium der theoretischen Physik 1900, S. 26; auch Sigwart, Logik, I 1904, S. 325.

wieder einen Gesichtspunkt, nach dem wir über sie zu entscheiden vermögen! Das merkwürdige Ergebnis hier hat, in unserem jetzigen Denken gesprochen, wohl einen Zusammenhang mit unserem Denkprozeß, insbesondere mit der willkürlichen Wahl der Prinzipien, deren sich unendlich viele denken lassen, um sie zur Deutung zu benutzen. Vom Standpunkte der bisherigen Wahrheitsforschung aus gelangt man also von Widerspruch zu Widerspruch, wenn man nur zugibt, daß sich das Denken in der Form der Gesichtspunkte abspielt. „Den Zug der geistigen Arbeit zur Differenzierung", sagt Eucken,[1]) „erfahren wir heute stärker als je; sein Kern aber ist nichts anderes, als die Bildung immer neuer selbständiger Zentren." So gewinnt man gerade vom Standpunkt der bisherigen Forschung, welche unsere heutigen Kenntnisse als Wahrheiten ansetzt, für die Methodenlehre das Prinzip unendlicher Wissenschaft. Ähnlich macht Simmel[2]), freilich nicht soweit gehend wie wir, die Bemerkung, daß eine Auffassung immer nur durch eine Auffassung korrigiert werden könne, und Lotze[3]) erklärt, daß stets nur unser Gedanke das Maß sei, „an dem wir die unmittelbar evidente oder einer Aufklärung bedürftige Wahrheit anderer Gedanken messen." — Über die Praxis wollen wir jedoch hiermit nichts gesagt haben. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß auch die Wissenschaft ihre endlichen Grenzen findet.

Auch die Bedeutung des wissenschaftlichen Streites

---

[1]) Der Kampf um den geistigen Lebensinhalt, S. 151.

[2]) Problem der Geschichtsphilosophie, S. 54.

[3]) Logik im System der Philosophie 1880, S. 494. Vgl. auch Dilthey, Einleitung, I 1883, S. 512 f., der sogar den Schluß zieht, daß die Metaphysik als Wissenschaft unmöglich sei.

gewinnt nach unserer Theorie eigentümlichen Charakter. Sollte es eine einzige letzte Wahrheit geben, so stellte der wissenschaftliche Streit sich als ein fortwährendes Ringen nach ihr dar, doch mancher Weg ist alsdann nur allzuvergeblich eingeschlagen worden und muß sich das Urteil der Unrichtigkeit gefallen lassen. Indessen gewährt der Standpunkt unserer Theorie den gleichen Trost, wie die bisher herrschende Auffassung der Wissenschaft, jenen Trost, daß ja alle die verschiedenen Wege aus einer historisch sich ergebenden Notwendigkeit heraus betreten wurden, um schließlich den allein berechtigten herauszufinden. Dieser aufrichtende Gedanke tritt nun noch stärker und leuchtender hervor, wenn man die experimentelle Seite der Forschungstätigkeit in den Mittelpunkt rückt, wie dies durch den hypothetischen Perspektivismus geschieht, wenn man im Versuch als einem unentbehrlichen Baustein geradezu eine Art methodenpolitisch-dogmatischer Notwendigkeit erblickt. Auf diese Weise gewinnt der wissenschaftliche Streit ein edleres Licht, jenes Ansehen, wie es ihm derjenige zuschreibt, der an eine letzte Wahrheit nicht mehr unbedingt glaubt. Der wissenschaftliche Streit ist dann nicht ein bloßer Streit um die Wahrheit, sondern in ihm vollzieht sich die Fortentwicklung und Fortgestaltung der Wissenschaft. Damit schwindet jedes Gehässige eines wissenschaftlichen Kampfes. Er ist selbst Fortführung der Wissenschaft. Es erscheint uns an sich nicht deprimierend, wenn man unseren Ansichten, ohne sie für wissenschaftlich oberflächlich zu halten, sachlich widerspricht. Wir halten dies vielmehr für durchaus geboten und erforderlich, wenn unsere Ansicht Material zu neuer Gestaltung abgeben soll. So sind wir nicht gedrängt, an unserer Ansicht als der allein richtigen festzuhalten; min-

destens als Anregung behält unsere Deduktion ihren Wert und wir gelangen so zu der Anschauung, nicht im geringsten das Nachgeben als drückend zu empfinden.

Was wir uns aber unter einem letzten Gesichtspunkt vorstellen, mag hier noch an einem Kampf zweier philosophischer Anschauungen zur Darstellung gelangen. Damit soll indessen nur ein symbolischer Fall geboten werden, wieder, ohne die materielle Richtigkeit unserer Gedankenentwickelung zu prätendieren. Wir wählen das Problem des Determinismus und des Indeterminismus.

Wenn ich erwäge, ob ich lieber zu Hause bleibe und weiter arbeite oder einen Spaziergang im schönen Sonnenschein da draußen unternehmen soll, so fühle ich absolut keinen Zwang, der mich mit unbedingter Notwendigkeit zu der einen oder anderen Entschließung drängte. Die Entscheidung hängt nach meinem augenblicklichen Glauben in letzter Linie allein von meinem Willen ab. Dieser ist ein Despot, der nach eigenem Gutdünken über Wohl und Wehe der Welt entscheidet. Er ist die letzte Ursache, nicht etwa bloß die Komponente fremder Kräfte, die in meiner Seele wirken. Und nun kommen wir zu der merkwürdigen Erkenntnis, mit der auch der eingefleischteste Determinist nichts anzufangen weiß: „Der Menschenwille ist höchstens scheinbar durch äußere Ursachen begrenzt." Denn denken wir uns einen Allwissenden, der den Kausalzusammenhang vollständig durchschaut, so vermag dieser den angeblich notwendigen Weltlauf zu durchbrechen, indem er sich gerade für die Richtung entscheidet, die nach allwissenschaftlicher Erkenntnis für seinen Willen ausgeschlossen ist. Aber wird er dann hierzu imstande sein? Muß er nicht trotz besserer Einsicht den kausal notwendigen Weg

einschlagen? „Allerdings!" würde der Determinismus sagen und zu sagen gezwungen sein, wenn er sich nicht in arge Verlegenheit bringen wollte. Nach der Auffassung des Determinismus läßt sich in der Tat ein Wesen konstruieren, das trotz allumfassender Kenntnis des Kausalzusammenhanges durch übermächtigen Zwang in bestimmte Bahnen gelenkt werden und davon absehen muß, die anderen Möglichkeiten zu verwirklichen, weil die Möglichkeit in Wahrheit eine Unmöglichkeit ist. Gerade aber die Konsequenz, daß der Allwissende auf einer bestimmten Straße notwendigerweise wandeln muß, widerspricht unserer allgemeinen, heutzutage herrschenden Überzeugung, sofern wir die Willensrichtung des Individuums aus seinen Vorstellungen zu begreifen pflegen. Wir werden eine solche logische Konsequenz nicht plausibel finden, wir sträuben uns gegen sie um so mehr, als unsere Erfahrung und der oben geschilderte, im Augenblick des Handelns uns beseelende Glaube ihr widerspricht. Hiergegen kann auch nicht mit dem Vorwurf einer Verwechselung zwischen Verstand und Wille etwas ausgerichtet werden: Der Verstand kann die Zukunft zwar durchschauen und doch der Mensch gebunden handeln! — Denn sofern wir hier die Vorstellung des Einzelnen, die in dem Augenblick des Handelns, wenn auch nur in diesem Moment, ihn beseelt, zu entwickeln haben, kann die Tatsache des Abwägens von Gründen und Gegengründen nicht geleugnet und durch keinerlei Bedenken entkräftet werden, daß wir nur infolge unserer Kenntnis im Wege der Überlegung das eine Ziel dem anderen vorziehen, also infolge einer Bedingung, deren Unvollkommenheit wir uns in Zukunft beseitigt vorstellen können. Trotz aller Beweise kann die Empfindung dieses Widerspruchs nicht vom Determinis-

mus hinwegdeduziert werden. Die Überzeugung von diesem Widerspruch läßt eine Art Mißstimmung in unserem Gemüte zurück und wir gelangen nicht zu dem befriedigenden, beruhigenden Gefühl, das sonst der Beweis in uns hervorruft. — Wir haben uns bisher vollständig im Kreis bewegt. Der Widerspruch, zu dem wir gelangten, erklärt sich aus den verschiedenen inkommensurabelen Perspektiven, welche den streitenden Theorieen zugrunde liegen. Indeterminist bin ich im Augenblick des Handelns,[1]) Determinist bei rückschauender Betrachtung. Als Indeterminist stelle ich meinen Willen aus der Welt heraus; ihr gegenüber betrachte ich ihn als letzte Ursache, mein Ich als Agens. Ich erkenne mich frei; mögen auch tausend Antriebe in der Richtung A wirken, ich kann immer noch die Straße B entlang ziehen.[2]) Unter Berechnung der Zukunft pflegen wir jene schwierige Aufgabe zu verstehen: Es sollen alle Bedingungen, zu denen auch fremdes Wollen gehört, festgestellt werden unter dem Vorbehalt, daß wir alsdann selbst eingreifen und den Lauf der Dinge ändern. Das Ich steht hier innen, alles übrige ist Außenwelt und kausal bedingt. Auf die Frage der Verantwortlichkeit brauchen wir nicht weiter einzugehen, wir heben aber hervor, daß wir nicht in jeder Hinsicht mit Windelband[3]) übereinstimmen.

[1]) Ohne weiteres wird man dem Handeln eine große Rolle im Leben zuschreiben und die Gesamtsumme der Zeiten, in denen wir handeln, so groß finden, daß man schon deswegen nicht aus der verhältnismäßig kurzen Dauer der indeterministischen Anschauung einen Einwand entnimmt.

[2]) Z. B. selbst wenn mir vorher jemand den Beweis erbracht hat, wie alles menschliche Handeln egoistischen Charakter trägt und tragen muß, kann ich doch altruistisch handeln. Für die Vergangenheit mag in dieser Hinsicht die Wissenschaft bindende Behauptungen aufstellen, für die Zukunft ist ihr dies unmöglich.

[3]) Präludien, S. 280 ff.

Vielmehr kann man von Verantwortlichkeit nur bei einer indeterministischen Auffassung sprechen oder man verläßt eben die Anschauung, wie sie bei dem bisher üblichen Gebrauch des Wortes vorschwebt in so hohem Grade, daß alsdann der Ausdruck Verantwortlichkeit nicht mehr am Platze zu sein scheint. Wenn Windelband[1]) das Verantwortlichkeitsgefühl in indeterministischem Sinne eine Täuschung nennt, so übersieht er unseres Erachtens die unmittelbare Evidenz dieser Empfindung, die uns im Augenblick des Handelns wirklich zu Bewußtsein kommt und in solchem Augenblick selbst auch dann noch sich geltend machen würde, wenn eine exakte quantitative und qualitative Analyse des Kausalzusammenhanges der reflektierenden Auffassung gelungen. Wir konstatieren indessen zunächst nur diesen Widerspruch, zu lösen vermögen wir ihn nicht.

Bei Reflexion unter Anwendung des Kausalitätsgesetzes ist mein Wille nicht als eine von den sonstigen Tatsachen qualitativ verschiedene, sondern als eine gleichartige, als ebensolche Erscheinung, wie die mich umgebende Körperwelt aufzufassen. Auch der eigene und der fremde Wille sind Außenwelt und können dann kausal erfaßt werden. Betrachte ich also die Zukunft jetzt kausal unter der Perspektive der Notwendigkeit, und zwar nicht nur die Zukunft der Körperwelt, sondern auch diejenige meines Willens, so müßte ich eigentlich gar nicht „wollen", sondern im Grunde Fatalist sein. Soweit also die Konsequenzen des Determinismus. Alle Widersprüche des Problems entstehen dadurch, daß ich die Konsequenzen der einen Auffassung mit Folgerungen der anderen zu-

[1]) Präludien, S. 280 ff.

sammenhalte. Eine Widerlegung wäre aber nur von einem dritten Gesichtspunkte aus möglich, so daß uns ein Maßstab ihrer Richtigkeit an die Hand gegeben würde. Nach Windelband[1]) muß man auch die Kausalität zu einem letzten Gesichtspunkt stempeln, sofern sie weniger im Wege der Beweisführung als durch Erhärtung ihrer „unmittelbaren Evidenz" überzeugende Kraft zu gewinnen vermag.

Diese Analyse der diametral entgegengesetzten Anschauungen leistet uns für die hier zu entwickelnde Methodenlehre einen wichtigen Dienst. Sie scheint auf indeterministischer Basis zu stehen. Dies ist bis zu einem bestimmten Grade zutreffend, aber auch berechtigt. „Den Menschen, der erkannt wird", sagt Simmel,[2]) „machen Natur und Geschichte: aber der Mensch, der erkennt, macht Natur und Geschichte. Die bewußtwerdende Form all der geistigen Wirklichkeit, die als Geschichte jegliches Ich aus sich hervorgehen läßt, ist selbst aus dem formenden Ich hervorgegangen, dem Strome des Werdens, in dem der Geist sich erblickt, hat er selbst seine Ufer und seinen Wellenrhythmus vorgezeichnet und ihn erst damit zur ‚Geschichte' gemacht." — Wir glauben, nicht besser als durch diese Worte die Fundamente schildern zu können, welche die Methodenlehre kraft ihres Willens sich errichten soll. Wenn man auch ihren Standpunkt als einen dem indeterministischen analogen charakterisieren will, so bleibt doch zu bedenken, daß sie auch eine deterministische Auffassung der Welt erlaubt. Determinismus und Indeterminismus sind in Wahrheit zwei bloße Gesichtspunkte in dem umfassenden Rahmen unserer Theorie.

[1]) Präludien, S. 256.

[2]) Vorrede zu Problemen der Geschichtsphilosophie 1905, S. VII.

Wir würden uns dabei für die Methodenlehre nicht mit dem Zugeständnis des Deterministen begnügen, der da die Willkürlichkeit des faktischen wissenschaftlichen Denkens bestätigt, schließlich aber doch unser Denken für kausal bestimmt erachtet. Denn für die Methodenlehre kommt es, um für sich den weitesten Standpunkt zu gewinnen, darauf an, den menschlichen Willen als letztes Prinzip zu hypostasieren. Eine entgegengesetzte Annahme etwa als philosophischen Grundsatz aufzustellen, und zwar allerdings so, daß man hiermit die freie Wahlmöglichkeit unseres Denkens an sich nicht bestreiten will,[1]) ist unzulässig, weil ja der Standpunkt der Methodenlehre alle anderen positiv wissenschaftlichen Anschauungen, also auch die philosophischen, erklären soll, selbst aber nicht weiter erklärbar sein kann.[2])

---

[1]) Vgl. Wundt, Logik, I, S. 48.

[2]) Vgl. den zu ähnlichen Resultaten von seinem Standpunkt aus gelangenden Wundt, Logik, I 1893 (frühere Auflage), S. 629 f. Vgl. überhaupt Eucken, Strömungen 1904, S. 363 ff.

III. Zur Philosophie der naturwissenschaftlichen Forschung.

—— -

§ 8.

Überblick.

Es erwächst uns im besonderen Teil nunmehr die Aufgabe, die Theorie des hypothetischen Perspektivismus an konkreten Beispielen zu veranschaulichen und so zu ihrem weiteren Ausbau beizutragen. Dies geschieht zunächst durch einige mehr skizzenhafte als wirklich erschöpfende Betrachtungen über die Natur- und Geisteswissenschaften. Dabei soll durch die Erörterung eines Spezialproblems ein Ausblick auf die Fruchtbarkeit der von uns vertretenen Anschauungen eröffnet werden. Zu diesem Behufe entnehmen wir aus den Geisteswissenschaften als Problem die reale Existenz der juristischen Personen. Endlich zeigen wir, inwiefern auch auf methodologischem Gebiet der hypothetische Perspektivismus als selbständige Theorie anerkannt ist: Psychologisch gewürdigt und in ihrem inneren Zusammenhang wirklich erfaßt, erscheint die Theorie in der Vorrede Nietzsches zu Menschliches, Allzumenschliches. Damit kehren wir zu unserem allgemeinen Teil zurück, haben doch in ihm bereits eine Reihe von Schriftstellern ihren Platz gefunden, die ähnliche

Gedanken ahnen oder vertreten, freilich mehr stückweise, ohne die wirkliche Tragweite der Theorie für die Methodenlehre vollständig zu übersehen.

Unsere bisher abgeleiteten Sätze finden zunächst auch durch eine nähere Betrachtung der Naturwissenschaft ihre volle Bestätigung; das Wirkliche ist hier ebenfalls in Hypothesen aufzulösen. Auch das Material der Naturwissenschaft muß als ein Produkt erfaßt werden. Ebenso darf man schließlich ihr Wesen als eine Kombination von bestimmten Gesichtspunkten charakterisieren.

§ 9.

Die Naturwissenschaften als Produktion menschlicher Gestaltungskraft.

In Anknüpfung an eine Bemerkung Kirchhoffs wird eine heftige Fehde über die letzten Ziele der Naturwissenschaften geführt. Kirchhoff hatte eine vollständige und möglichst einfache Beschreibung aller Bewegungsvorgänge der Mechanik zur Aufgabe gestellt. Für den modernen Menschen liegt, wie in diesem Streit sich ergibt, etwas ungeheuer Imponierendes in jener „Tatsache", die nach Kirchhoff das eigentliche Element der Naturwissenschaften zu bilden hatte. Das einfache Wort Tatsache hat auch in Wissenschaften, die der Naturforschung ziemlich fern stehen, einen zauberhaften Klang gewonnen. Die Tatsache ist vielfach ein metaphysischer Gott geworden, an den man glauben muß. Selbst diejenigen, welche sich gegen die Übertragung naturwissenschaftlicher Gedanken und Methoden energisch ausgesprochen haben, halten doch unentwegt am Begriff Tatsache fest. Die Wissenschaft

des 19. Jahrhunderts stand völlig unter dem Bann dieses Wortes. Der naturwissenschaftlich exakten Forschung entspricht die exakte historische Methode auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften. Jedenfalls können wir uns die Wissenschaft nicht mehr anders vorstellen, als eine systematische Forschung nach Tatsachen. Es liegt uns ganz fern, hier einen Kampf gegen die Tatsache ins Werk setzen zu wollen, aber soviel entnehmen wir der neueren Literatur, daß man sich der Tatsache gegenüber in hohem Grade skeptisch verhalten muß. Das absolute Regiment der rein realistischen Naturwissenschaften ist vorüber, die Herrschaft der Tatsache allerdings dauert bislang fast noch ungeschwächt fort. Und doch müßte das Wirkliche als Hypothese aufgefaßt zu bedeutungsvollen Resultaten führen. Es war u. E. Unrecht, für die Naturwissenschaften jede Erkenntnistheorie zu verbannen, es ist nicht gleichgültig, wie häufig behauptet wird, in welcher Weise wir die Wirklichkeit der Naturwissenschaften erfassen, ob als absolute oder als Schein-Wirklichkeit. Unserer Anschauung hat sich aber anzuschließen, wer den Schein der Wirklichkeit auch nur für eine Eventualität betrachtet.

Wir befinden uns hier in guter Gesellschaft. Schriftsteller wie Hertz, Mach, Ostwald, Boltzmann und Rickert haben bereits den von uns weiter verfolgten Weg betreten. Nach ihnen allen hat die Wissenschaft allerdings den Zweck, sich in der Welt der Wirklichkeit in bequemer Weise zurechtzufinden, aber sie alle erkennen das bildende und formende Element, das jeder Begriff enthält, unbedingt an und wähnen nicht, wir besäßen in einer Beschreibung unverfälschte, durch menschliches Zutun nicht veränderte Tatsachen.

Das, was wir Tatsache zu nennen pflegen, wird mehr oder weniger auch in Zukunft Gegenstand der Naturwissenschaft bleiben. Nur muß sie sich bewußt werden, daß dieses Material ebenfalls ein Produkt menschlicher Gestaltungskraft ist.[1])

§ 10.

Die Naturwissenschaften als Kombination von Gesichtspunkten.

Auch die Naturwissenschaft ist eine durch das Ineinandergreifen eigentümlicher Gesichtspunkte bestimmte Wissenschaft. In der Naturforschung läßt sich ein erheblicher Wechsel der Gesichtspunkte im Laufe der Geschichte leicht aufdecken: Den Griechen[2]) war es lediglich um eine logische Klassifikation zu tun. Es läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie allmählich die Erfassung der Erfahrung immermehr zum Hauptproblem erhoben wurde. Auf dem Gebiet der Mechanik, die wir hier vorzugsweise als Beispiel zugrunde legen wollen, steht das Altertum im Zeichen der Starrheit. Die statischen Probleme werden vom Standpunkt der Geometrie behandelt. Schwere und Räumlichkeit sind auf einer derartigen Stufe stehende Beobachtungen an den Körpern.[3]) Der Wunsch

---

[1]) Dilthey, Einleitung, I 1883, S. 466, bemerkt mit Recht, daß die Begriffe der Substanz und des Atoms „geschichtliche Erzeugnisse des mit den Gegenständen ringenden logischen Geistes“ sind. Dies trifft aber auch für alle anderen von der Naturwissenschaft verwendeten Begriffe, Kategorieen und Gesichtspunkte zu.

[2]) Vgl. Wundt, Logik, II, 1, S. 272 ff.

[3]) Vgl. Wundt a. a. O., S. 291 f.

nach einer Mechanik in unserem Sinne kam infolgedessen überhaupt nicht auf. Ein Umschwung vollzieht sich erst in der Neuzeit durch Galilei. Erst mit ihm treten wir in das Zeitalter des Beharrungsprinzips und der Bewegungserscheinungen. Welche Rolle nun die Voraussetzungen und die Gesichtspunkte der Mechanik spielen, und wie wichtig es ist, den noch heute vielfach beobachteten Absolutismus durch eine mehr relative Anschauung zu ersetzen, wie vorteilhaft es ist, den hypothetischen Perspektivismus als Grundlage anzuerkennen, wird durch die neuerdings in Angriff genommene kritische Geschichtsschreibung uns zum Bewußtsein gebracht. Schon hier bemerken wir Tendenzen, deren scharfe Fixierung uns am Herzen liegt.

Im Jahre 1869 machte die philosophische Fakultät der Universität Göttingen eine „kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik"[1]) zum Thema eines Preisausschreibens. Die geschichtliche Seite der Arbeit sollte unter anderem auch die besonderen Aufgaben kennzeichnen, welche die Veranlassung zur Auffindung der wissenschaftlichen Prinzipien in der Mechanik geboten haben. Die kritische Seite der Arbeit würde, heißt es weiter, zu zeigen haben: „wieviel an jedem dieser mechanischen Prinzipien nur ein selbstverständlicher, logischer Grundsatz, wieviel die zum Gebrauche notwendige mathematische Formulierung eines solchen Grundsatzes, wieviel dagegen Ausdruck einer allgemein gültig befundenen Erfahrungstatsache, wieviel endlich nur eine durch den bisherigen Umfang der Erfahrungserkenntnis wahrscheinlich gemachte Annahme ist." Es war nicht

[1]) Vgl. Dürings gleichnamiges Werk 1877, S. V.

etwa eine geschichtsphilosophische Beurteilung zu leisten oder bloß die psychologische Entstehung physikalischer Entdeckungen klar zu legen, sondern es galt, eine von unserem Standpunkt aus sehr wissenschaftliche, erkenntniskritische Aufgabe zu leisten, nämlich 4 Hauptgesichtspunkte, welche bei wissenschaftlichem Arbeiten auf dem Gebiet der Mechanik, wirksam sind, aufzudecken und in ihrer Tragweite zu würdigen: Erfahrungstatsachen, Hypothesen, mathematische Formulierungen und Logik. Mach hat in seinen Schriften [1]) eine ähnliche Richtung eingeschlagen; er strebt nach „erkenntniskritischer Aufklärung." Noch heut ist nach ihm der Glaube an einen gleichmäßigen Fortschritt der Naturwissenschaft weit verbreitet. Man ist gern geneigt, ihre Entstehungsgeschichte als eine verhältnismäßig unwichtige Materie anzusehen, und wähnt die Errungenschaften der Vergangenheit in dem gegenwärtigen Stande des Wissens enthalten. Aber nur historische Studien verleihen uns die Freiheit und Beweglichkeit des Denkens, befreien uns von den Fesseln der „Schule" und dem Dogmatismus der Begriffe. Mach tritt also ebenfalls von einer ganz bestimmten äußeren Direktive geleitet, seine geschichtlichen Forschungen an. Er versucht, die Voraussetzungen, die zum Aufbau naturwissenschaftlicher Erkenntnisse verwendet sind, zu entschleiern. Dies ist die Idee, welche ihn vorwärts treibt und anspornt. Wäre ihm dieser Gedanke noch schärfer und leuchtender entgegengetreten, so hätte er mit der ihm eigenen unerbittlichen Konsequenz seine Aufgabe weiter

---

[1]) Vgl. insbesondere Mach, Die Prinzipien der Wärmelehre 1900, Mechanik 1904, Erkenntnis und Irrtum 1905; ferner Kleinpeter, Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart 1905.

verfolgt und wohl auch nicht einmal vor dem Begriffe der Erfahrung halt gemacht.

Typisch genug ist freilich schon sein energischer Kampf gegen das Absolute. Bezieht man etwa die Temperatur eines Körpers[1]) auf die Größe des Volumens eines Normalkörpers, so liegt hierin insofern eine Willkürlichkeit, als hierfür an sich auch andere Eigenschaften des Körpers, wie etwa seine Leitfähigkeit, Verwendung finden können. Die Annahme jener Wahl charakterisiert sich als eine bloße Übereinkunft. Das Volumen ist andererseits ein viel empfindlicheres Merkmal als die Wärmeempfindung. Demnach erscheint es, wie Mach sagt, zweckmäßiger, — wie wir lieber sagen wollen, wenn dies angängig ist, vom Gesichtspunkte der Naturwissenschaft notwendig —, das Volumen zur Grundlage physikalischer Definitionen zu statuieren. Allerdings ist es nicht von vornherein gegeben, daß zwei Körper, die durch gegenseitige Berührung auf das gleiche Volumen, das heißt den gleichen Wärmezustand gebracht sind, auch unserer Wärmeempfindung als gleich erscheinen. Bisher sind wir aber im ganzen mit dieser Annahme nicht in Widersprüche geraten. Soweit wirklich die obenerwähnte Proportionalität durchbrochen erscheint, vermögen wir die Abweichung immer aus anderen Gründen, z. B. durch die verschiedene Leitfähigkeit der Körper plausibel zu erklären. „Eine weitere Willkür liegt in der Wahl der thermoskopischen Substanz.“ Endlich bedarf man auch verschiedener Namen, um das wechselnde Verhalten der thermometrischen Substanz zu kennzeichnen. Diese bieten sich dar in den Zahlen, die auch sonst bei auf- oder absteigenden Reihen praktisch verwendet zu werden pflegen.[2]) Hiernach gibt

[1]) Mach, Wärmelehre, S. 39 ff.

[2]) Mach a. a. O., S. 68.

es also keinen absoluten „natürlichen“ Temperaturmaßstab, sondern wir besitzen nur „eine sicher und genau herstellbare, allgemein vergleichbare“[1]) Skala. — Bei der dem Menschen innewohnenden Richtung, den von ihm geschaffenen Begriffen absolute Realität beizulegen, entsteht nur zu leicht eine Täuschung über die Relativität. Man verwechselt Eigenschaften des Zeichensystems mit den Erfahrungstatsachen, sobald man einen absoluten Nullpunkt bei —273° C. annimmt.[2]) Ob es überhaupt einen Nullpunkt gibt, ob etwa eine unendlich niedrige oder auch unendlich hohe Temperatur existiert, darüber dürfen wir einzig und allein die Erfahrung befragen.[3])

Wir begnügen uns zur Charakteristik mit diesem einen Beispiel. Es wird schon hierdurch offenbar, wie unmittelbar positiv praktisch die Machschen Erörterungen ausfallen, wie er nicht nur die philosophische fast triviale Tatsache der Relativität als solche ausspricht, sondern genau das Ineinandergreifen der verschiedenen Vorstellungskreise zergliedert und ohne Scheu vor der vielleicht spröden und schwierigen Arbeit konkrete Forderungen herauszuarbeiten versteht. Mach illustriert wohl augenblicklich am besten, wie wir uns in dieser Hinsicht die Wissenschaft der Zukunft vorstellen.[4]) Seine Ausführungen sind für unsere Erörterungen wegen der feinen und detaillierten Durchführung erkenntnis-kritischer Grundsätze von hohem Wert. Seine Schriften beweisen jene unmittelbare Brauchbarkeit der neuen Richtung und erläutern auch dem prak-

---

[1]) Wärmelehre, S. 51.

[2]) Wärmelehre, S. 53.

[3]) Wärmelehre, S. 56.

[4]) Man vergleiche auch Wärmelehre, S. 315 ff. und S. 328 ff., insbesondere die Zusammenfassungen S. 326 und 346.

tischen Physiker die Tragweite, welche der sich Jahr um Jahr stärker verdichtenden theoretischen Auffassungsweise zukommt. Mach hat erkannt, wie wichtig die Verwebung, die organische Aufnahme philosophischer Anschauungen ist, wie jedes Prinzip dadurch ein ganz neues Leben erfährt, vielfach erst dadurch unsere volle Überzeugung sich zu erwerben vermag. Infolgedessen erbringt gerade er den Beweis dafür, daß unsere Methodentheorie auch in der Praxis die Einzeldisziplinen vorteilhaft umgestalten würde, bietet er einen Anhalt zur Beurteilung, wie man sich etwa die praktische Durchführung unserer Theorie vorzustellen hat.

Nach einer anderen Richtung hin interessieren uns die Ausführungen Ostwalds. Denn man mag über die Berechtigung seiner Energielehre denken, wie man will, jedenfalls bietet sie uns ein spezielles Beispiel für die Einführung eines neuen Gesichtspunktes und trägt so zur Charakterisierung der Tendenzen in der modernen Naturwissenschaft erheblich bei.[1]) Unter der neuen Perspektive, welche Ostwald durchzuführen sucht, gestaltet sich das physikalische Weltbild erheblich um. Dies muß auch demjenigen, der die neue Betrachtung der Dinge verwirft oder nur mit Vorbehalt annimmt, die Wandelbarkeit menschlicher Überzeugungen ausdrucksvoll zum Bewußtsein bringen. Ostwalds Stimme wiegt um so mehr, als er ein Fachgelehrter ist, der nicht von philosophischen Problemen, sondern von Spezialuntersuchungen seinen

[1]) Vgl. auch Günther, Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, Berlin 1901. Wenn in der größeren Weite des Gesichtspunktes der wissenschaftliche Fortschritt wesentlich beruht, so sagt Laßwitz, Philos. Monatshefte, Bd. 29 1893, sehr bezeichnend, daß sich der Satz der Erhaltung der Energie als eine Erweiterung des Satzes von der Erhaltung der Masse darstellt. Vgl. S. 12 f.

Ausgang nahm. Mit Ostwald erblicken wir in der mechanischen Auffassungsweise kein absolutes Dogma, finden wir in ihr nicht mehr die einzige Möglichkeit, der Erscheinungen Flucht zu bemeistern.[1]) Man hatte bisher in der Tat der Ausbreitung mechanischer Anschauungen das Wort geredet, man hatte die Bewegungserscheinungen, die auch methodisch vom Standpunkt prinzipieller Einfachheit und Anschaulichkeit den Vorzug verdienen sollten, zur Grundlage der ganzen Physik zu erheben beabsichtigt. Ostwald findet nun, man habe auf Gebieten, wie Wärme und Elektrizität, unzulässige Übertragungen vorgenommen;[2]) eine Bestätigung sei auch hier von der mechanischen Natur der Vorgänge nicht erbracht worden: beispielsweise läßt sich die elektromotorische Kraft unter Heranziehung mechanischer Vorstellungen nicht eindeutig erklären, vielmehr sind vier verschiedene Einheitswerte denkbar. Die mechanische Weltanschauung ist nicht einmal eine brauchbare Arbeitshypothese. Nach ihr sind die wirklichen Vorgänge in der Welt umkehrbar, in Wahrheit aber findet eine rückwärtige Reihenfolge der Ereignisse nicht statt. Die Energie ist die einzige Größe, die allen Gebieten gemeinsam ist, sie kann mit Raum und Zeit auf eine Stufe gestellt werden. Alle drei Größen bilden die Grundlage der Mechanik, für alle anderen Gebiete der messenden Wissenschaften muß außerdem ein dem Gebiet besonders angehörender Faktor bestimmt werden. Ostwald vollzieht den weiteren Schritt und löst die Materie ebenfalls in eine Summe von Energie-

[1]) Vgl. Wundt, Logik, II, Methodenlehre, S. 290 und 327, 2. Auflage.

[2]) Vgl. Chemisch-physikalische Zeitschrift, Bd. 9, S. 564. Auch Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie 1902, insbesondere S. 163 ff. und 202 ff.

größen auf.[1] Der wesentliche Kern des neuen Energieprinzips besteht in einer bisher ungekannten Form der Anschauung.[2] Bereits hat man damit begonnen, ihre Konsequenzen im einzelnen zu entwickeln.[3] Man hat verschiedene Gesetze auf energetischem Wege abgeleitet, man hat auch wenigstens den Versuch gemacht, sich von den Begriffen des Moleküls und des Atoms nach Kräften zu emanzipieren.

Nun ist die Frage aufgeworfen, wie sich eigentlich die verschiedenen Energiearten in ihrem Verhältnis zueinander stellen. Ihre gegenseitigen Beziehungen lassen sich studieren, aber werden wir nicht schließlich zu der Annahme einer Urenergie gedrängt werden? Ostwald sträubt sich dagegen, ebenso wie er die Spekulationen über die chemische Urmaterie verwirft. In der Tat ist sein Standpunkt in gewissem Sinne nicht anfechtbar. Bei der Aufstellung von Energien sind unsere Sinne in hohem Maße beteiligt. Es steht nun natürlich dem nichts im Wege, die Vorgänge der Außenwelt auf eine Reihe von verschieden erscheinenden Empfindungen als letzte Gesichtspunkte zurückzuführen. Logisch ist niemand zum Streben nach Einheit gezwungen; es ist reine Tatfrage, ob jemand noch Beziehungen zwischen den letzten Elementen findet. Die Ostwaldsche Theorie wäre unter solchen Umständen eine eigentümliche Wendung einer sozusagen metaphysischen Theorie, ihre wirklich praktiesch Durchführung. Gewisse qualifizierte Empfindungen sind die letzten unerklärlichen Größen, über deren Natur,

[1] Vgl. Chemisch-physikalische Zeitschrift, Bd. 10, S. 376.

[2] Vgl. insbesondere Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie, S. 174 ff., sowie Mach, Wärmelehre, S. 319 f.

[3] Vgl. Chemisch-physikalische Zeitschrift, Bd. 9, S. 563 ff.; Bd. 10, S. 376 f.; Bd. 18, S. 321 f.

Dinglichkeit oder Realität zu streiten, vom Standpunkt dieser Theorie als metaphysisch verworfen werden müßte. Andererseits müßte die außerweltliche Materie oder der von der mechanischen Anschauung gesuchte Urstoff, Weltäther, verschwinden. Rickert verkennt u. E. also gerade den der Energetik immanenten methodischen Zweck. Sie will noch viel weniger metaphysisch sein als der Mechanismus und sich mit Rückführung der Welt auf unser Sinnensystem begnügen.[1]) Gerade aber durch diesen Zweck unterscheidet sie sich wesentlich von der Äthertheorie. Auch übersieht Rickert den wesentlichen Unterschied der mechanischen und der energetischen Auffassung, den Ostwald sehr charakteristisch einmal in folgende Worte kleidet[2]): „Wir sagen von unserem Standpunkte aus: Die Wärmeenergie des Gases hat sich teilweise in Arbeit verwandelt und darum ist das Gas kälter geworden. Die mechanische Hypothese sagt: Die unsichtbare mechanische Energie des Gases hat sich in sichtbare Arbeit verwandelt, darum ist sie kleiner geworden." Die mechanische Theorie greift also rein mechanische Vorstellungen heraus und sucht sie zur Grundlage der ganzen Physik zu machen. Ostwald dagegen verwertet einen seiner Ansicht nach allen Gebieten gemeinsamen Faktor, die Energie, in Gemein-

[1]) Natürlich ist auch die Aufstellung einer Sinnenwelt eine bloße hypothetische Voraussetzung. Hierin aber liegt nicht ein Fehler vom Standpunkt unserer Theorie. Wir haben nichts dagegen prinzipiell einzuwenden, wenn man selbst diese Voraussetzung, die freilich von einem bestimmten Gesichtspunkt höchst kompliziert erscheint, zum Ausgangspunkt wählt und von ihr aus der Erscheinungen Flucht zu bewältigen sucht. Nur darf man ihr nicht eine so starke absolute Geltung beilegen, wie dies allerdings Ostwald tat. Darüber aber siehe weiter unten.

[2]) Vgl. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie, S. 202 ff.

schaft mit anderen, den betreffenden Gebieten eigentümlichen Faktoren. Gelänge es, mit einer allen Gebieten zugrunde liegenden Größe allein auszukommen, so wäre Ostwald sicher der erste, der ein solches Resultat mit Freuden begrüßen würde. Eine weitere von Rickert nicht berücksichtigte Konsequenz ist Ostwalds Feindschaft gegen die Erklärung der Wärme, des Lichts usw. als Bewegung. Er beruft sich auf Mayer[1]), der ausdrücklich hervorhebt, daß aus dem Zusammenhang zwischen Fallkraft und Bewegung nicht auf das Wesen der Fallkraft als Bewegung geschlossen werden dürfe.

§ 11.

Die Methodenpolitik von Hertz.

Um endlich ein möglichst plastisches und einheitliches Bild von der jetzt immer stärker durchdringenden Methode in ihrer Totalität zu gewinnen, wenden wir uns zu den Anschauungen von Hertz, an die ja gerade die neueste Wissenschaft angeknüpft hat. Gerade die Ausführungen von Hertz werden durch unsere Theorie in ein eigentümliches Licht gerückt, in ihrer methodischen Selbständigkeit gewürdigt.

Hertz letztes Werk[2]), Die Prinzipien der Mechanik, versucht „eine konsequent durchgeführte Darstellung eines vollständig in sich zusammenhängenden Systems der Me-

[1]) Vgl. Ostwald a. a. O., S. 204.

[2]) Vgl. Hertz, Gesammelte Werke, III, Die Prinzipien der Mechanik 1894, abgedruckt auch in den Klassikervorreden 1899, herausgegeben von der Philos. Gesellschaft an der Universität zu Wien, S. 123 ff. und Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, deutsche Übersetzung von F. und L. Lindemann 1904, S. 295, A. 51, sowie vor allem Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 213 ff., S. 253 ff., insbesondere S. 257 ff., auch S. 266 ff.

chanik zu geben und alle einzelnen besonderen Gesetze dieser Wissenschaft aus einem einzigen Grundgesetz abzuleiten, welches logisch genommen natürlich nur als eine plausible Annahme betrachtet werden kann. Er ist dabei zu den ältesten theoretischen Anschauungen zurückgekehrt, die man eben deshalb auch wohl als die einfachsten und natürlichsten ansehen darf, und stellt die Frage, ob diese nicht ausreichen würden, alle die neuerdings abgeleiteten allgemeinen Prinzipien der Mechanik konsequent und in strengen Beweisen herleiten zu können, auch wo sie bisher nur als induktive Verallgemeinerungen aufgetreten sind."[1]) Hertz ist aber methodisch selbst weiter gegangen, als es nach dieser Charakterisierung erscheinen könnte. Ob freilich seine physikalischen Resultate den Physiker in methodischer und sachlicher Hinsicht zu befriedigen vermögen, darüber steht uns natürlich keinerlei Entscheidung zu. Aber vom allgemeinen methodischen Standpunkt aus hat Hertz sich hier zu einer Auffassung durchgerungen, der wir von unserem Standpunkte aus aufrichtige Bewunderung zollen. Hertz ist sich freilich der neuen Bahn, die er in methodischer Hinsicht einschlägt, nicht voll bewußt. Er betont ausdrücklich, daß er bei seiner Arbeit nur von dem Bestreben geleitet war, „einen Standpunkt zeigen zu können, von welchem aus die physikalische Bedeutung, die innere Verwandtschaft und die Tragweite der mechanischen Prinzipien in durchsichtiger Klarheit vor Augen liegt; von welchem aus auch der Begriff der Kraft, wie die übrigen mechanischen Grundbegriffe des letzten Restes von Dunkelheit entkleidet erscheinen."[2]) Ledig-

[1]) Vgl. v. Helmholtz in seinem Vorwort zu Hertz, Gesammelte Werke, III, S. XIX f.

[2]) Vgl. Hertz a. a. O., S. XXIV f. und 39.

lich bei der Bemühung um ein derartiges System kommt er zu jenen methodischen Kundgebungen, die für uns das größte Interesse haben müssen. Auch sein System soll nur die konsequente Durchführung eines möglichen Gesichtspunktes darstellen. „Daß aber die gegebene Zusammenstellung in jeder Hinsicht eine mögliche ist, beweise ich dadurch, daß ich ihre Folgen entwickele und zeige, daß bei voller Entfaltung sie den Inhalt der gewöhnlichen Mechanik aufzunehmen vermag, sofern sich der letztere auf die wirklichen Kräfte und Zusammenhänge der Natur beschränkt und sich nicht als Spielplatz mathematischer Übungsarbeit betrachtet.“[1]) Außerdem entwickelt Hertz eine ganze Reihe von Voraussetzungen, die der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, insbesondere seiner Arbeit zugrunde liegen sollen. „Es[2]) ist die nächste und in gewissem Sinne wichtigste Aufgabe unserer bewußten Naturerkenntnis, daß sie uns befähige, zukünftige Erfahrungen vorauszusehen, um nach dieser Voraussicht unser gegenwärtiges Handeln einrichten zu können. . . . Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denknotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände. Damit diese Forderung überhaupt erfüllbar sei, müssen gewisse Übereinstimmungen vorhanden sein zwischen der Natur und unserem Geiste. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Forderung erfüllbar ist, und daß also solche Übereinstimmungen in der Tat bestehen. . . . Wir vermögen so den Tatsachen vorauszueilen und können nach der gewonnenen Einsicht unsere gegenwärtigen Ent-

[1]) Vgl. Hertz a. a. O., S. XXIV.

[2]) Vgl. Hertz a. a. O., S. 1 f.

schlüsse richten." Hertz geht dabei näher auf die Erfordernisse ein, denen die Bilder zu entsprechen haben. Er unterscheidet Erfordernisse, denen die Bilder selbst, und Erfordernisse, denen ihre wissenschaftliche Darlegung zu genügen hat. Unzulässig[1]) sind unlogische Bilder; unrichtig sollen die zulässigen Bilder dann sein, wenn „ihre wesentlichen Beziehungen den Beziehungen der äußeren Dinge widersprechen, das heißt, wenn sie jener ersten Grundforderung nicht genügen." Endlich befürwortet er das Kriterium der Zweckmäßigkeit. Von zwei zulässigen und richtigen Bildern äußerer Gegenstände sei das zweckmäßigere zunächst dasjenige, welches mehr wesentliche Beziehungen des Gegenstandes wiederspiegelt. Unter mehreren in dieser Hinsicht gleichwertigen komme mehr Zweckmäßigkeit dem deutlicheren zu, bei gleichmäßiger Deutlichkeit gebühre der geringeren Zahl überflüssiger oder leerer Beziehungen, das heißt der Einfachheit der Vorzug. Hertz faßt die Bilder bereits als eine Art Produktion auf und verlangt in der wissenschaftlichen Darlegung scharfe Unterscheidung der Elemente, aus denen sie sich zusammensetzen, und der Gesichtspunkte, aus denen heraus sie gebildet sind. Es soll uns klar zum Bewußtsein kommen, „welche Eigenschaften den Bildern zugelegt seien um der Zulässigkeit willen, welche um der Richtigkeit willen, welche um der Zweckmäßigkeit willen. Nur so gewinnen wir die Möglichkeit, an unseren Bildern zu ändern, zu bessern." Die Zulässigkeit der Bilder richte sich nach den Eigenschaften unseres Geistes und sei eindeutig zu entscheiden. Die Richtigkeit des Bildes bestimme sich nach den zu seinem Aufbau verwandten

[1]) Die Hervorhebungen rühren nicht von Hertz her.

Erfahrungstatsachen und ein Urteil hierüber könne nur nach unserer gegenwärtigen Erfahrung unter Vorbehalt späterer Berichtigung gefällt werden. „Was den Bildern beigelegt wurde um der Zweckmäßigkeit willen, ist enthalten in den Bezeichnungen, Definitionen, Abkürzungen, kurzum in dem, was wir nach Willkür hinzutun oder wegnehmen können.“ Über die Zweckmäßigkeit existiere keine eindeutige Entscheidung. „Das eine Bild kann nach der einen, das andere nach der anderen Richtung Vorteile bieten, und nur durch allmähliches Prüfen vieler Bilder werden im Laufe der Zeit schließlich die zweckmäßigsten gewonnen. . . . Dies sind die Gesichtspunkte, nach welchen man, wie mir scheint, den Wert physikalischer Theorieen und den Wert der Darstellung physikalischer Theorieen zu beurteilen hat. Jedenfalls sind es die Gesichtspunkte, von welchen aus wir jetzt die Darstellungen betrachten wollen, welche man von den Prinzipien der Mechanik gegeben hat.“ Wenn sich nun Hertz zu den Prinzipien der Mechanik insbesondere wendet, so bricht sich hier die Erkenntnis Bahn, daß eine willkürliche Wahl verschiedener Gesichtspunkte nicht nur an sich stattfinden kann, sondern geradezu bevorzugt werden muß. Unter Prinzipien der Mechanik im allgemeinen will er nicht einzelne konkrete Sätze verstanden wissen, „sondern jede übrigens beliebige Auswahl unter ihnen und unter ähnlichen Sätzen, welche der Bedingung genügt, daß sich aus ihr ohne weitere Berufung auf die Erfahrung die gesamte Mechanik rein deduktiv entwickeln läßt. Bei dieser Bezeichnungsweise stellen die Grundbegriffe der Mechanik zusammen mit den sie verkettenden Prinzipien das einfachste Bild dar, welches die Physik von den Dingen

der sinnlichen Welt und den Vorgängen in ihr herzustellen vermag. Und da wir von den Prinzipien der Mechanik durch verschiedene Auswahl der Sätze, welche wir zugrunde legen, verschiedene Darstellungen geben können, so erhalten wir verschiedene solche Bilder der Dinge, welche Bilder wir prüfen und miteinander vergleichen können in Bezug auf ihre Zulässigkeit, ihre Richtigkeit und ihre Zweckmäßigkeit."

Nach den vorangestellten Gesichtspunkten würdigt Hertz drei Arten von Bildern Das erste Bild bietet ihm die gewöhnliche Darstellung der Mechanik. Er findet in ihm eine „logische Trübung"[1]). Diese führt auf die Vorstellung der Kraft zurück, welche die verschiedenen Sätze „voraussetzen und in uns erwecken . . . Als ein sehr belastendes Zeugnis aber erscheinen mir auch die über Gebühr oft gehörten Behauptungen: Das Wesen der Kraft sei noch rätselhaft . . . In gleichem Sinne bestürmt man den Elektriker immer wieder nach dem Wesen der Elektrizität. Warum fragt nun niemand in diesem Sinne nach dem Wesen des Goldes oder nach dem Wesen der Geschwindigkeit? . . . Ich meine, der Unterschied sei dieser: Mit dem Zeichen ‚Geschwindigkeit' und ‚Gold' verbinden wir eine große Zahl von Beziehungen zu anderen Zeichen, und zwischen allen diesen Beziehungen finden sich keine uns verletzenden Widersprüche. Das genügt uns und wir fragen nicht weiter. Auf die Zeichen ‚Kraft' und ‚Elektrizität' aber hat man mehr Beziehungen gehäuft, als sich völlig miteinander vertragen... Aber offenbar irrt die Frage in Bezug auf die Antwort, welche sie erwartet. Nicht durch die Erkenntnis von neuen und mehreren Beziehungen und

[1]) Hertz a. a. O., S. 8.

Verknüpfungen kann sie befriedigt werden, sondern durch die Entfernung der Widersprüche unter den vorhandenen, vielleicht also durch Verminderung der vorhandenen Beziehungen... Der nicht mehr gequälte Geist hört auf, die für ihn unberechtigte Frage zu stellen. . . Vielleicht treffen unsere Einwände...nur die Form der Darstellung . . . Wir sind gewiß nicht zu streng, wenn wir meinen, diese Darstellung sei noch niemals zur wissenschaftlichen Vollendung durchgedrungen, es fehle ihr noch durchaus die hinreichend scharfe Unterscheidung dessen, was in dem entworfenen Bilde aus Denknotwendigkeit, was aus der Erfahrung, was aus unserer Willkür stammt." — Die Zuversicht über die Richtigkeit des Bildes will Hertz „auf den Inhalt der bisherigen Erfahrung" beschränken und für die Zukunft kein Präjudiz fällen. „Manchem[1]) wird freilich diese Vorsicht nicht nur übertrieben, sondern geradezu sinnwidrig dünken; in der Meinung vieler Physiker erscheint es als einfach undenkbar, daß auch die späteste Erfahrung an den feststehenden Grundsätzen der Mechanik noch etwas zu ändern finden könne. Und doch kann das, was aus Erfahrung stammt, durch Erfahrung wieder vernichtet werden; jene allzu günstige Meinung von den Grundgesetzen kann also offenbar nur deshalb entstehen, weil in ihnen die Elemente der Erfahrung einigermaßen versteckt und mit den unabänderlichen denknotwendigen Elementen verschmolzen sind." Hertz macht alsbald darauf aufmerksam, daß die logische Unbestimmtheit der Darstellung den Fundamenten den Schein der Unveränderlichkeit verleihe, ein Verfahren, das vielleicht in den An-

[1]) Hertz a. a. O., S. 11.

fängen der Wissenschaft berechtigt war. „Man stellte die Richtigkeit des Bildes auf alle Fälle sicher dadurch, daß man sich vorbehielt, im Notfalle aus einer Erfahrungstatsache eine Definition zu machen oder umgekehrt. In einer vollendeten Wissenschaft aber ist solches Tasten, ein solcher Schein der Sicherheit nicht erlaubt; in der gereiften Erkenntnis ist die logische Reinheit in erster Linie zu berücksichtigen; nur logisch reine Bilder sind zu prüfen auf ihre Richtigkeit, nur richtige Bilder zu vergleichen nach ihrer Zweckmäßigkeit. Das dringende Bedürfnis verfährt oft umgekehrt. Die Bilder werden erfunden, passend für einen beabsichtigten Zweck, dann geprüft auf ihre Richtigkeit, endlich und zuletzt gesäubert von inneren Widersprüchen." Natürlich muß bei diesem zuletzt genannten falschen Verfahren die Mechanik eine große, über den methodischen Mangel hinwegtäuschende Zweckmäßigkeit aufweisen. Unter Zugrundelegung des früher aufgestellten Begriffs der Zweckmäßigkeit ergeben sich allerdings erhebliche Bedenken gegen das gewöhnliche Bild der Mechanik, insbesondere hinsichtlich der Einfachheit. Man sollte vermuten, daß keine Bewegungsursache, keine Kräfte vorhanden seien, sobald ein Stück Eisen auf dem Tische ruht[1]). „Die Physik . . . belehrt uns eines anderen. Jedes Atom des Eisens wird zu jedem anderen Atom des Weltalls durch die Gravitationskraft hingezogen. Jedes Atom . . . ist . . . auch magnetisch . . . Aber die Körper des Alls sind auch erfüllt . . . mit bewegter Elektrizität . . . neben diesen dann noch verschiedene Arten von Molekularkräften . . . In Wahrheit aber sind alle Kräfte so gegeneinander abgeglichen, daß die Wirkung der gewaltigen Zu-

---

[1]) Hertz a. a. O., S. 15.

rüstung Null ist." In ähnlicher Weise bespricht Hertz ein zweites Bild der Mechanik, bei dem man sich „von vornherein auf den Standpunkt der Energielehre" stellen „und den Begriff der Energie vor dem Begriff der Kraft" einführen kann. Wir finden hier u. a. eine für uns wichtige Behauptung, nach welcher auch Hertz dem Aufbau der Physik auf sich selbst das Wort redet. Die heutige Physik kann nicht mehr gewissen Angriffen mit dem Einwand aus dem Weg gehen, „daß die Voraussetzungen, von welchen die Betrachtungen ausgehen, metaphysischen Ursprungs seien, daß aber die Physik darauf verzichtet habe und es nicht mehr als Pflicht anerkenne, den Ansprüchen der Metaphysik gerecht zu werden."[1] Hertz erklärt, „kein Bedenken, welches überhaupt Eindruck auf unseren Geist macht, kann dadurch erledigt werden, daß es als metaphysisch bezeichnet wird. Jeder denkende Geist hat als solcher Bedürfnisse, welche der Naturforscher metaphysisch zu nennen gewohnt ist." Endlich gelangt Hertz zu der Einführung eines dritten Bildes, welches er gewinnt, indem er auf eine ursprüngliche Denkart zurückgeht und alte Gedanken hervorholt, die eigentlich schon als überwunden anzusehen waren:[2] Ein methodisches Vorgehen, das unsere früher entwickelten Grundsätze über die wenigstens zunächst zu beherzigende prinzipielle methodische Gleichwertigkeit aller in der Geschichte aufgestellten Gesichtspunkte zu bestätigen scheint. Er wählt nämlich die Vorstellung, „daß alle mechanischen Prozesse so vor sich gehen, als ob alle Verbindungen zwischen den aufeinander wir-

---

[1]) Vgl. Hertz a. a. O., S. 27.

[2]) Vgl. Helmholtz in seiner Vorrede S. XXI.

kenden Teilen feste wären".[1]) — „Wir können zugeben, daß ein verborgenes Etwas mitwirke und doch leugnen, daß dieses Etwas einer besonderen Kategorie angehöre. Es steht uns frei, anzunehmen, daß auch das Verborgene nichts anderes sei als wiederum Bewegung und Masse, . . . welche sich von der sichtbaren nicht an sich unterscheidet, sondern nur in Beziehung auf uns und auf unsere gewöhnlichen Mittel der Wahrnehmung. Diese Auffassung ist nun eben unsere Hypothese . . . Wir bemühen uns,[2]) zu zeigen, daß bei dieser Anordnung der Inhalt unserer Wissenschaft nicht weniger reich und mannigfaltig ausfällt, als der Inhalt einer Mechanik, welche von vier Grundvorstellungen ausgeht, jedenfalls nicht weniger reich und mannigfaltig, als es die Darstellung der Natur verlangt." Hertz gibt also, methodisch gesprochen, eine weitere, umfassendere oder jedenfalls ebenso umfassende Theorie, oder, in unserem Sinne gesprochen, ebenso richtige Anschauung, wie die herrschende Physik. Er stellt also hier denselben Wertmaßstab auf, wie Nietzsche in seinem Problem der Rangordnung.[3]) „Übrigens", so fährt Hertz fort, „erweist es sich auch hier bald als zweckmäßig, den Begriff der Kraft einzuführen. Aber die Kraft tritt nun nicht auf als etwas von uns Unabhängiges und uns Fremdes, sondern als eine mathematische Hilfskonstruktion, deren Eigenschaften wir völlig in unserer Gewalt haben, und welche also auch für uns nichts Rätselhaftes an sich haben kann." Interessant sind auch zwei weitere methodische Bemerkungen. Hertz will eine Betrachtung ganzer Systeme ein-

[1]) Vgl. Helmholtz a. a. O., S. XXI.

[2]) Hertz a. a. O., S. 33.

[3]) Vgl. auch oben S. 18 f.

führen: „Denn in Wahrheit[1]) ist uns das materielle System unmittelbar gegeben, der einzelne Massenpunkt eine Abstraktion; alle wirkliche Erfahrung wird unmittelbar nur an Systemen gewonnen und die an einfachen Punkten möglichen Erfahrungen sind daraus durch Verstandesschlüsse abgezogen.“ Hieraus kann man erkennen, wie wenig sich Hertz durch die gewohnte physikalische Anschauung beherrschen ließ, und mit welcher Energie er die verschiedenen Gesichtspunkte zu trennen vermochte. Für seine scharfe Methodik, welche sich nicht genug darin tun kann, dem Ineinandergreifen der verschiedenen Vorstellungen nachzuspüren, spricht folgender Satz: „Zweitens kann man bei Benutzung des Gaußschen Prinzips nicht vermeiden, die Nebenvorstellung zu erwecken, daß man nicht nur eine Tatsache, sondern zugleich auch den Grund dieser Tatsache mitteilen wolle. Man kann nicht aussagen, daß die Natur eine Größe, welche man Zwang nennt, beständig so klein als möglich hält, ohne anzudeuten, daß dies geschehe, eben weil jene Größe für die Natur einen Zwang, das heißt ein Unlustgefühl bedeute. Man kann nicht aussagen, daß die Natur verfahre wie ein verständiger Rechner, der seine Beobachtung ausgleicht, ohne nahezulegen, daß hier wie dort wohlüberlegte Absicht der Grund des Verfahrens sei.“[2]) Hertz erörtert sodann die Richtigkeit des von ihm gewählten dritten Bildes und zeigt gewissenhaft, inwieweit es der Erfahrung entspricht, inwieweit es über sie hinausgeht. Sein System erhebt den Anspruch, sämtliche natürlichen Bewegungen zu umfassen. Er verhehlt sich dabei nicht, daß er die in dem Satz „natura non facit saltus“ als Überzeugung niedergelegte Erfahrung

[1]) Hertz a. a. O., S. 37.

[2]) Hertz a. a. O., S. 38.

als gültig voraussetzt.[1]) „Eigentliche Sicherheit[2]) wird indessen auch so nicht erlangt. Denn die Unbestimmtheit jenes alten Satzes läßt es zweifelhaft erscheinen, ob die Grenzen seiner berechtigten Tragweite hinreichend feststehen und wie weit er überhaupt das Ergebnis wirklicher Erfahrung, wie weit das Ergebnis willkürlicher Voraussetzung ist. Am gewissenhaftesten wird es daher sein, zuzugeben, daß unsere Annahme über die zulässigen Verbindungen den Charakter einer versuchsweise angenommenen Hypothese trage. Ganz ähnlich liegen die Dinge in betreff der dynamischen Erklärung der Kräfte." — Hertz will nur die Mechanik der unbelebten Natur behandeln. „Wenigstens der flüchtigen Schätzung" nach scheint sein Grundsatz auch nur zur Darstellung des einfachsten Lebensvorganges ungeeignet zu sein. Dies ist aber ein Vorzug, sofern sich infolge der Schärfe des Bildes von vornherein die Grenzen feststellen lassen. „Eben weil es uns nur eine Tatsache gibt, ohne derselben den Schein der Notwendigkeit beizulegen, läßt es uns erkennen, daß alles auch anders sein könnte. Vielleicht wird man solche Erörterungen an dieser Stelle für überflüssig halten. In der Tat ist man auch nicht gewöhnt, sie in der gewöhnlichen Darstellung der Mechanik bei den Elementen behandelt zu sehen. Aber dort gewährt die völlige Unbestimmtheit der eingeführten Kräfte noch einen weiteren Spielraum. Man behält sich stillschweigend vor, später etwa einen Gegensatz zwischen den Kräften der belebten und der unbelebten Natur festzustellen." Wie sich schließlich aus den Erörterungen über die Zweckmäßigkeit seines Systems er-

[1]) Vgl. Hertz a. a. O., S. 42 f.

[2]) Vgl. Hertz a. a. O., S. 44.

gibt, empfindet es H e r t z nicht mehr als einen Fehler, sich wissenschaftlich von der Welt des täglichen Lebens mit ihrer Auffassungsweise zu entfernen. Die Zweckmäßigkeit, wie er sie zu erreichen hofft, ist nicht eine solche, die den praktischen Bedürfnissen des Menschen gerecht zu werden hat, sondern eine Zweckmäßigkeit „im Sinne eines Geistes, welcher ohne Rücksicht auf die zufällige Stellung des Menschen in der Natur das Ganze unserer physikalischen Erkenntnis objektiv zu umfassen und in einfacher Weise darzustellen sucht."

In einer Schlußbetrachtung gewinnt H e r t z einen Gesichtspunkt für die Wertschätzung der drei von ihm skizzierten Bilder, hier bricht offenbar das Gefühl durch, daß es in der Wissenschaft nur ein Richtig oder Falsch zu geben vermag, ein Gefühl, gegen das auch wir uns nicht blind verschließen, ein Gefühl, das auch wir, sofern es ein ideales Ziel enthält, zu schätzen vermögen. Vom allgemeinen methodischen Standpunkt ist auch dieses Ziel nur ein Ziel unter den unendlich vielen, die wir als möglich zu erachten haben. Vom allgemeinen methodischen Standpunkt fand H e r t z höchstens einen Gesichtspunkt, von dem aus die in den Bildern enthaltenen Gesichtspunkte als solche zweiten Grades erscheinen. Indessen sind theoretisch noch andere Wege denkbar. Dennoch hat H e r t z eine mit uns übereinstimmende Vorstellung von dem Gange aller wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere erkennt er, wie wichtig es ist, nicht bloß etwas Richtiges zu erschließen, sondern die verschiedenen Möglichkeiten konsequent durchzuführen. Demgemäß erklärt er zum Schluß: „Die Entscheidung [1]) selbst aber

[1]) Vgl. Hertz a. a. O., S. 49.

setzt voraus, daß vorher die vorhandenen Möglichkeiten nach allen Richtungen hin gründlich erwogen seien. Sie nach einer besonderen Richtung zu entwickeln, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit. Diese Arbeit ist also notwendig gewesen, auch wenn es noch lange dauern sollte, bis eine Entscheidung möglich ist, und auch dann, wenn diese Entscheidung schließlich zuungunsten des hier ausführlich entwickelten Bildes ausfallen sollte." — Selbst aber, wer nicht ganz auf unserem Standpunkt steht, wird diese Auffassung billigen und den praktischen Wert hiernach nicht mehr bestreiten, der unserer Aufforderung zukommt, alle Möglichkeiten prinzipiell in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Hertz hat hier mit der größten Gewissenhaftigkeit sich Rechenschaft zu geben versucht über die von ihm verwendeten Voraussetzungen und deren Qualifikation. Seine Arbeit ist um so wertvoller, als er nicht nur einen erkenntniskritischen Angriff auf die fernstehende Mechanik unternimmt, sondern auch den positiven Aufbau eines neuen Bildes uns gegeben hat. Man könnte Hertz nur den Vorwurf machen, er sei noch nicht bis zu den letzten Prinzipien herabgestiegen, er habe es unterlassen, zu ergründen, inwieweit die Physik auf Erfahrung zurückgehen müsse, was überhaupt unter Erfahrung im Sinne der Physik zu verstehen sei oder dergleichen mehr. Indessen muß eine derartige Ausstellung doch vermieden werden. Denn man kann nicht gleich in dem Spezialfach der Physik entscheiden, ob das, was man unter Erfahrung bisher versteht, vom physikalischen Gesichtspunkte aus beibehalten werden soll oder nicht, man kann auch nicht sofort unter Auflösung neue Grundlagen gewinnen, um

sie zu letzten Gesichtspunkten zu erheben und von ihnen aus Physik zu treiben. Viel eher wird man den Weg der Rückauflösung, des Rückwärtsschreitens wählen müssen. H e r t z hat also tatsächlich das Richtige getroffen, indem er an der Erfahrung als Gegebenem festhielt und nur von einem anderen neuen Grundsatz aus unter Streichung des Kraftbegriffes die Mechanik entwickelte. Begnügen wir uns damit, daß er das Voraussetzungsvolle, das Willkürliche der Wissenschaft in unserem Sinne bis zu einem hohen Grade durchschaut und demgemäß — was noch verdienstvoller — auch seine Darstellung methodisch richtig gestaltet hat. Wie indessen auch zugegeben werden mag, hat H e r t z noch an der Unbedingtheit der Erfahrung festgehalten, ebenso wie an der Richtigkeit der Logik „für alle Zeiten.“ [1])

Unsere Erörterungen über die H e r t z s c h e Mechanik bieten wirklich einen Beleg für unsere Ansicht. Sie zeigen weiterhin, wie fruchtbar einmal eine innigere wissenschaftliche Behandlung methodischer Fragen, die Erfassung der Methodik aller Wissenschaften als ein lebensvolles Ganzes ausfallen muß. Dies gilt erst recht von der methodisch kritischen Analyse einzelner Arbeiten, eine Analyse, die noch kritischer auf die einzelnen Voraussetzungen des Autors eingeht, als wir dies hier tun konnten, die auch, wenn der Autor selbst keine methodischen Gedankengänge entwickelt, wie H e r t z dies tut, die Gesichtspunkte herausschält. Nur im Wege des Spezialstudiums wird man auch auf dem Gebiet der Methodenlehre weiterdringen.

---

[1]) Vgl. Hertz a. a. O., S. 3.

§ 12.

Die Naturwissenschaften als ein System von Gesichtspunkten.

Auch den Naturwissenschaften gegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß wir mit einem logischen Apparat und einem begrifflichen Gedankensystem ausgerüstet sind, dessen absolute Richtigkeit wir in keiner Weise abzuschätzen vermögen, zumal wir nicht einmal wissen, ob eine derartige Richtigkeit überhaupt existiert oder nicht. „Man sagt oft, daß man ohne vorgefaßte Meinung experimentieren soll. Das ist nicht möglich; nicht nur würde dadurch jedes Experiment unfruchtbar gemacht, sondern man würde sich etwas vornehmen, das man nicht ausführen kann. Jeder trägt in sich seine Weltanschauung, von der er sich nicht so leicht loslösen kann. Wir müssen uns zum Beispiel der Sprache bedienen, und unsere Sprache ist von lauter vorgefaßten Meinungen durchdrungen, und es kann nicht anders sein." [1]) Die heutige Naturwissenschaft hypostasiert eine Außenwelt, wie sie uns durch unsere Empfindungen geschildert wird. Sie nimmt alsdann eine bestimmte, vom rein methodischen Standpunkt willkürliche Synthese vor, auf die das sogenannte Kausalgesetz augenblicklich von bedeutendem Einfluß ist. Sie will in der Annahme möglichst einfacher, in der Natur waltender Regeln Tatsachen unserer Sinnenwelt, also Tatsachen, die sich innerhalb eines höchst komplizierten Systems abspielen, innerhalb

---

[1]) Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, deutsche Übersetzung von F. und L. Lindemann 1904, S. 144 f.

dieses Systems selbst in Einklang setzen. Anschaulich Gegebenes wird, wie Wundt hervorhebt, auf Anschauliches reduziert.[1]) Die uns in der Naturwissenschaft geläufige Auffassung der Sinnenwelt, die bisher sogenannten Erfahrungstatsachen, dürfen jedoch nur als ein Konglomerat bestimmter Vorstellungen angesehen werden. Dies bildet das Objekt der physikalischen Forschung, in Wahrheit ein Scheinobjekt, welches seinerseits nur durch eine besondere Strahlung einer oder mehrerer Vorstellungen beziehungsweise Gesichtspunkte gebildet wird, jenes Scheinobjekt, dessen trügerische Existenz wir nur dann ermessen können, wenn wir davon durchdrungen sind, daß kein Satz ohne immanenten Gesichtspunkt ausgesprochen zu werden vermag. Wenn man nun das wissenschaftlich zu gestaltende Material als eine Summe von Vorstellungen ansieht, die aus jetzt nicht näher bewußten Gesichtspunkten entstanden sind, so verschwindet auch die scharfe qualitative Grenze zwischen dem Material und den zur Arbeit verwendeten Gesichtspunkten, zu denen auch die für die sogenannte Methode ausschlaggebenden Gesichtspunkte zu rechnen sind. Dieselbe Vorstellung kann einmal Objekt sein, ein anderes Mal zum leitenden Gesichtspunkt erhoben werden. So schlummern in dem Material selbst schon eine Reihe von Gesichtspunkten, die nur geweckt zu werden brauchen. Die materiellen Gesichtspunkte erscheinen uns als feste, starre Objekte, der methodischen dagegen sind wir uns als eigenartiger Anschauungsformen bewußt. Durch die ihnen innewohnenden Gesichtspunkte sind nun aber die Naturwissen-

[1]) Vgl. wenigstens Wundt, Logik II, Methodenlehre, Abt. I 1894, S. 278 ff., insbesondere S. 279 f.

schaften häufig gezwungen, von der laienhaften Auffassung in hohem Grade abzuweichen. Neuerdings tritt diese Divergenz zwischen der Welt des Naturforschers und des naiven Menschen immer stärker hervor.[1])

§ 13.

Der Streit um die letzten Gesichtspunkte in den Naturwissenschaften.

Allgemein methodisch muß eine Rechtfertigung dafür verlangt werden, daß die Naturwissenschaft die Erfahrung zu ihrer Grundlage erhebt. Dies muß nicht nur von unserem Standpunkt aus gefordert werden, sondern es darf auch nicht unterbleiben, wenn man diejenigen Ansichten unterschreibt, wie sie von Mach vertreten werden. Sehr bezeichnend formuliert Kleinpeter[2]): „Nach und nach beginnt sich auch in der Tat die Naturforschung darauf zu besinnen, daß sie es nicht mit der Erforschung an sich seiender toter Materie, sondern nur mit unseren eigenen Empfindungen zu tun hat." Mit dieser Anschauung ist aber eine Verschiebung des Erfahrungsbegriffs sicherlich verbunden. „Die Gewißheit, welche meinen jeweiligen Bewußtseinsinhalten zukommt, ist eine unmittelbare, ganz und gar unbestreitbare."[3])

---

[1]) Vgl. Helmholtz, Vorträge und Reden 1896, I, S. 40.

[2]) Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart 1905, S. 41. Auf Einzelfragen kann natürlich im folgenden nicht eingegangen werden, z. B. ist der Streit über die erkenntnistheoretische Natur von Gesetzen, Theorieen, Hypothesen usw. auszuschalten. Vgl. z. B. Kleinpeter in Annalen der Naturphilosophie 1903, S. 404 ff.

[3]) Kleinpeter, Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart 1905, S. 14.

Da fragt man doch, kann nicht auch die unmittelbare Empfindung eine Täuschung sein? Ist es praktisch, für einen Fortschritt der Wissenschaft gerade den Bewußtseinsinhalt zur Voraussetzung zu erheben? Sind nicht etwa die Empfindungen kompliziertere, zerlegbare Gebilde, haben sie nicht vielleicht auch ihre Geschichte? [1]) Diese Bedenken haben eine eminent wichtige Spitze: Mach wird geneigt sein, zusammengesetzte Vorstellungen als Grundlage zu verwerfen, weil sie künstlich gebildet sind. Es geht indessen aus den Zweifeln doch schließlich auch die Relativität unserer Erfahrung hervor; es haftet ihr offenbar nur der Schein einer größeren Gewißheit an. Am Ende scheint der Realist ebensogut im Recht zu sein, welcher die Außenwelt als primäre Realität setzt, wenn man sich klar macht, daß die ganze Unterscheidung zwischen Außen- und Innenwelt ebenfalls nur geschichtlich geworden ist, und daß das Gefühl der Gewißheit hinsichtlich der inneren Erfahrung ebenso nur ein Gefühl ist, also ein Gefühl, dessen absolute Berechtigung auf irgend welchem wissenschaftlichen Wege nicht nachweisbar ist. Denn in Wahrheit ist das Gefühl, welches ich empfinde, sobald ich es in mir als Empfindung konstatiere, ein Vorgang meiner Außenwelt. Ich stelle mich als reflektierendes Subjekt dem Objekt gegenüber. Und wie, wenn man finden wird, daß ursprünglich zwischen der Empfindung als solcher und den durch die Außenwelt angeregten Sinneswahr-

---

[1]) Vgl. Ziehen, Psychophysiologische Erkenntnistheorie, S. 17, auch Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 132 f., der von seinem Standpunkt aus die Inkonsequenzen der modernen erkenntnistheoretischen Naturwissenschaft richtig beobachtet hat. Bis zur äußersten Konsequenz gelangt man nur durch unsere Theorie.

nehmungen gar nicht unterschieden wurde, Wirklichkeit und Traum ineinanderflossen? Man sieht, die ganze Zugrundelegung der Erfahrung ist höchst voraussetzungsvoll. Sie setzt die Trennung vom Subjekt und Objekt bereits voraus und macht ebenfalls den Unterschied zwischen Innenwelt und Außenwelt. Endlich bleibt zu beachten, daß das Ganze früher sein kann als der Teil und das Zurückgehen auf die Empfindungen vielleicht eine Zergliederung ist, welche den Tatsachen nicht entspricht oder welche wir nach unserem Standpunkt nicht mehr schätzen dürften als vom Standpunkt des Realismus. Ebenso können wir auch methodisch nicht einfach den Satz unterschreiben, den W u n d t an die Spitze seiner Erörterungen über Gewißheit und Wahrscheinlichkeit stellt. Er behauptet, die Empfindung blau, die ich beim Anblick des Himmels in mir finde, sei unmittelbar gewiß, sie sei gegeben als eine nicht zu bestreitende Tatsache meines Bewußtseins. Denn auch diese Anschauung kann doch nur als eine heute vielleicht besonders plausible angesehen werden. Es handelt sich um eine These, über die wir heutzutage in unserem Denken nicht hinauszudringen vermögen, aber bei gehöriger Berücksichtigung der Geschichte wird man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß auch diesem Standpunkt Vergänglichkeit beschieden ist. Auch der naive Realismus glaubte einst an die Dinge in der Außenwelt als solche von unmittelbarer Gewißheit.[1]) Man darf also die Erfahrung nicht

---

[1]) Vgl. Wundt, Logik I, Erkenntnistheorie 1906, S. 407 ff., insbesondere S. 410: „In der ungeheuren Mehrzahl der Menschen regt sich niemals der Gedanke, daß man andere Kriterien der Wahrheit als diese verlangen könne, und selbst ihrer werden sie sich nur unvollständig bewußt.

methodisch als unumstößlich hinstellen und auf sie ein System bauen, das mehr oder weniger unseren Forschungstrieb einzuschränken droht. Ja man darf auch nicht einmal behaupten, daß an sich die Wahl der Erfahrung zum Ausgangspunkt einen besonderen Vorzug vor anderen Aktionen verdient. Vielleicht vermag auch die Naturwissenschaft über das, was wir Erfahrung nennen, hinauszukommen und ein System zu finden, welches uns — jetzt vom rein menschlichen Standpunkt aus gesehen — neue Lichtblicke eröffnet, interessiert, erfreut. Wir gelangen hiermit noch etwas über den Standpunkt von Boltzmann hinweg, der es nur für eine Illusion erklärt, die Natur darstellen zu wollen, ohne über die Erfahrung hinauszugehen.[1])

Auch Mach läßt allerdings den Begriff der Erfahrung bestehen und seine Rechtfertigung trägt absoluten Charakter. Er vor allem bemüht sich noch einmal, eine letzte Art absoluter Begründung der Erfahrung durch Heranziehung des Gesichtspunktes der Ökonomie zu bieten.

— Die Wissenschaft gelangt aber bald zu der Überzeugung, daß, was für die Zwecke des praktischen Lebens als objektiv gegeben angenommen werden kann, dennoch nicht die zureichende Bürgschaft objektiver Gewißheit in sich trägt." Ziehen, Psychophysiologische Erkenntnistheorie 1898, S. 2 und 6: „Der naive Mensch bezeichnet direkt seine Empfindungen selbst als die Dinge, und wenn er von dem Sehen des Baumes den Baum selbst unterscheidet, so meint er damit, daß zu seiner Gesichtsempfindung ‚Baum' Empfindungen anderer Sinnesgebiete hinzugehören." Ferner S. 28: „Wie dies Verschwinden, Wechseln und Wiederkehren der Empfindungen zu erklären ist, bekümmert ihn nicht. Er lernt nur die tatsächlichen Bedingungen kennen, und unter diesen einige, die von der Stellung und Beschaffenheit seiner Sinnesapparate abhängig sind. Er schreibt sich beziehungsweise seinen Sinnesorganen manche grobe Veränderungen der Objektempfindungen zu" usw.

[1]) Vgl. Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 222.

Dieser Versuch ist von unserer Auffassung aus unhaltbar.[1]) Als letztes Prinzip entscheidet vielmehr das Postulat möglichst großer Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Betrachtung. Nur soweit sich vielleicht Fläche und Tiefe in bedeutendem Maße durch ökonomische Mittel erweitern lassen, nur soweit sich hierdurch die Intensität und Extensität menschlicher Arbeit steigert, darf, große Vorsicht vorausgesetzt, die Wirtschaftlichkeit ihren Einfluß geltend machen. In der Tat ist ohne Methode, ohne scharfe Gliederung und Abgrenzung die konsequente Durchführung eines Gesichtspunktes naturgemäß ausgeschlossen. M a c h hat also darum recht, von der Ökonomie einen eventuell orientierenden Gesichtspunkt zu erwarten.[2]) Die naturwissenschaftliche Forschungsweise findet also nicht eine fundamentale Stütze in der Bequemlichkeit, mit der sie uns die Übersicht über eine Reihe von Tatsachen verschafft, ebensowenig durchschlagend jedoch ist der Hinweis auf die in der Wissenschaft sich vollziehende Anpassung [3]) zwischen Erfahrung und Denken. Wer hierin, wie M a c h , eine letzte Wahrheit sieht, geht immer noch von der Auffassung aus, als habe die Forschung schon gewisse, feststehende Resultate gefunden. Aber wer weiß, wie lange sich die uns heute geläufigen Ideen, beispiels-

---

[1]) Mit Fug erklärt Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 1 f.: „Fast mit gleichem Rechte könnte man, bemerkend, daß bei Geschäften die größte Ersparnis wünschenswert ist, diese einfach für den Zweck der Verkaufsbuden und des Geldes erklären, was ja in gewissem Sinne in der Tat richtig wäre."

[2]) Mach, Wärmelehre, S. 394.

[3]) Vgl. vor allem die Schriften von Mach, aber auch Stallo, Die Begriffe und Theorien der modernen Physik, übersetzt von Kleinpeter, Leipzig 1901, S. 126 ff.

weise auch die von Mach für die Anpassungstheorie benutzten Darwinschen Anschauungen, zu behaupten vermögen?

§ 14.

Neue Wege.

Wenn ich eine formale wissenschaftliche Methode finden will, wenn ich nach einem die Wissenschaft rechtfertigenden Ziele suche, muß ich unbedingt von der Nullität des bisher Gewonnenen ausgehen; bei materiellen Fragen mag dies anders sein. Nun gestehen wir ohne weiteres, auch wir sind nur imstande, recht voraussetzungsvolle Erörterungen anzustellen, aber wir richten unser Bestreben darauf, möglichst weit zum Nullpunkt zurückzugehen und bisher erkannte Wahrheiten in Hypothesen aufzulösen.

Schließlich ist überhaupt kein qualitativer Unterschied zwischen den Hypothesen, wie sie die Erfahrungswelt macht, und denjenigen etwa der Molekularphysik und den Annahmen der Astronomie über das Bestehen von Anziehungskräften unter den Himmelskörpern, die ja ebenfalls nicht nachweisbar sind. Der ganze Unterschied ist ein zufälliger, gewonnen vom Standpunkt unserer heut beliebten Urteilsweise, von der wir überhaupt ausgehen. Der qualitative Unterschied könnte höchstens entstehen, wenn wir bei irgend einer Untersuchung wieder gewisse Voraussetzungen machten, von denen aus die drei Hypothesen verschieden bemerkt werden müßten. Es soll dies nicht die Unterschiede für Einzelwissenschaften verwischen, sondern nur die absolute Gleichheit zeigen. Erkennt man nämlich erst die Willkürlichkeit vom ab-

soluten Standpunkt aus an, so gelangt man auch positiv zum experimentellen Verfahren.

Die Tendenz der modernen Naturwissenschaft ist darauf gerichtet, der Hypothese eine bedeutende Rolle zuzugestehen. Die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo auch sie von dem hypothetischen Charakter der Wissenschaft wirklich durchtränkt wird. Noch sieht man freilich in den Hypothesen provisorische Annahmen, die sich vielleicht in späterer Zeit bestätigen. Man hofft vielfach allzu sicher, endlich zu der allein richtigen Erklärungsweise durchzudringen, z. B. den Beweis für die tatsächliche Existenz des Atoms führen zu können. Die organische Ausscheidung dieser Sicherheit, oder wenigstens ihre entsprechende Herabminderung ist unbedingt notwendig.[1]) Dann wird auch die vielfach auftretende Mißstimmung, mit der das Aufgeben bisheriger Theorieen verbunden ist, verschwinden.[2]) Ostwald hofft u. E. vergeblich, die Realität nicht bloß durch hypothetische Bilder, sondern wirklich erfassen zu können.[3]) Indessen fühlt er

---

[1]) Dies haben auch verschiedene Schriftsteller schon versucht. — Rickert berücksichtigt u. E. den modernen Umwandlungsprozeß in der Naturwissenschaft zu wenig, z. B. Kult.- u. Naturw., S. 28. — Über Atome: Wüllner, Experimentalphysik, I 1895, S. 197 ff. und S. 7 f.; Lothar Meyer, die modernen Theorieen der Chemie 1896, I, S. 13 f.; Mach, Mechanik a. a. O., S. 532 f.; Frischeisen-Köhler, Archiv für syst. Phil. 1906, S. 253; — auch S. 32 und 38 oben bei uns.

[2]) Poincaré a. a. O., S. 152.

[3]) Mit unserem Prinzip ist völlig einig Boltzmann, wenn er (Populäre Schriften 1905, S. 259) hervorhebt: „Man hielt doch ehedem daran fest, daß es nur eine Wahrheit geben könne, daß die Irrtümer mannigfaltig seien, die Wahrheit aber nur eine einzige ist. Dieser Ansicht muß von unserem jetzigen Standpunkt entgegengetreten werden" usw. S. 259 f. Vgl. auch S. 216: „Die Behauptung, eine Theorie sei die einzig richtige, kann nur der Ausdruck unserer subjektiven Überzeugung sein, daß es

ganz richtig, daß auch seine Energetik einen hypothetischen Charakter trägt. In seinen naturphilosophischen Vorlesungen hat er höchstens den Beweis erbracht, daß nicht nur die mechanische Energie, wie dies noch Helmholtz am Herzen lag, sondern die Energie überhaupt sich als Weltsubstrat annehmen läßt und diese Voraussetzung mit gewissen Vorstellungen unserer heutigen naiven Weltanschauung und Wissenschaft harmoniert.[1])

Man stürze aber auch das Dogma der sogenannten Erfahrung, jene gefährlichste Voraussetzung, die in ihrer Tragweite für die Naturwissenschaft kaum genug gewürdigt werden kann. Man tröstet sich: Für die Philosophie mag die Erfahrung zum leeren Schein herabsinken; für die Naturwissenschaft ist dies ein gleichgültiges, erkenntnistheoretisches Resultat. Mit Unrecht! Es ist ein großer Unterschied, ob man sich durch gewisse Grenzen einengen läßt oder nicht. Man hat schon vielfach in der Naturwissenschaft dem Absoluten den Abschied gegeben und, wie das Beispiel Machs beweist, mit reichem positiven Gewinn. Warum fährt man nun in dieser Richtung nicht konsequent fort und befreit sich vom Dämon der Erfahrungstatsache? Oder gut, man beweise, daß man an ihr festzuhalten gezwungen sei oder mache doch wenigstens einen Versuch zu ihrer Überwindung. Mit Rücksicht auf diese Erwägung geht unsere Forderung dahin, daß

kein anderes, gleich einfaches und gleich gut stimmendes Bild geben könne." S. 141 spricht Boltzmann ebenfalls mit vollem Recht die Warnung davor aus, die Phänomenologie zum Dogma zu erheben, eine der beiden modernen physikalischen Perspektiven, die mathematische oder energetische, als das allein richtige und erstrebenswerte Ziel hinzustellen.

[1]) Über die Energetik vgl. Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 104 ff. Ferner Scheye in Annalen der Naturphilosophie, Bd. I, S. 43 ff., Laßwitz, Philos. Monatshefte 1893, Bd. 29, S. 1 ff., 177 ff.

man sich über Bedeutung und Sein der „Erfahrung" klar werde, daß man prüfe, ob, beziehungsweise in welcher Art die Wahl der Erfahrung als letzte Voraussetzung weiter beizubehalten sei, ob etwa die systematische Erforschung der sogenannten Außenwelt, insbesondere der Körperwelt, noch fürder Gegenstand unserer Arbeit bleiben soll.[1]) Die Physik von heute stellt sich die Aufgabe einer besonders qualifizierten Erfassung gewisser Empfindungen, die von einem bestimmten Standpunkt aus bemerkt oder besser hervorgebracht werden. Es werden nicht einmal alle Vorgänge, die sich nach der natürlichen Laienauffassung in der Außenwelt abspielen, dabei herangezogen, vieles Individuelle kann nicht darin bestätigt werden. Man darf sich nicht wundern, wenn etwa eine physikalische Beschreibung sich nicht ganz mit dem deckt, was wir im gewöhnlichen Leben Tatsachen nennen. Die Physik von heute hätte an sich ihr Ideal erreicht, wenn sie die Betrachtung von ihrem augenblicklichen Standpunkt aus vollständig durchgeführt hätte.

Tatsächlich könnte man hierin ein an sich endliches (s. Mach), wenn auch in Wirklichkeit nicht so bald erreichbares Ziel erblicken. Hier setzt aber eine neue Gedankenkette ein. Das innere Lebenselement aller wissenschaftlichen Tätigkeit ist die Vergleichung. Die Wellentheorie des Lichts ist durch Vergleichung entstanden, sie beruht auf Vergleichung, wenn hierbei auch der Zufall als Anregung zur Anwendung eines Gesichtspunktes mitspielt.[2]) Die Wellentheorie ist auf alle Gebiete der Physik übertragen

[1]) Vgl. Rickert, Grenzen, S. 114 ff., S. 118 ff.

[2]) Ernst Weber beobachtete im Winter 1821 zu 1822, wie Quecksilber, das durch einen Papiertrichter zwecks Reinigung gegossen wurde, regelmäßige Figuren bildete.

worden, und schon glaubte man, in der Ätherschwingung die Lösung aller Rätsel gefunden zu haben. Aber auch hier haben wir es in Wahrheit mit Vergleichung zu tun, wie schon verschiedentlich anerkannt ist. Es macht sich demnach eine Tendenz, möglichst ohne Vergleiche auszukommen, in der jüngsten Physik bemerkbar. Von hier aus setzt auch die Feindschaft gegen Theorieen und Hypothesen ein. Man will gerne eine direkte Beschreibung an Stelle der indirekten gesetzt sehen.[1]) Doch auch dieses Beginnen wird vergeblich bleiben. Denn ganz abgesehen von der praktischen Durchführbarkeit dieser Idee,[2]) arbeitet auch die direkte Beschreibung mit Vergleichung. Der Unterschied ist nur der: Bei der indirekten Beschreibung sind wir uns der Vergleichung noch mehr oder weniger bewußt, dagegen fehlt dieses Bewußtsein vollständig bei der direkten Beschreibung, bei der Verwendung des uns geläufigen Wortschatzes. Natürlich wird man sich viel eher ein wirkliches Verständnis einreden bei denjenigen Ereignissen, die man auf unser Durchschnittsniveau zu reduzieren vermocht hat. Hier scheint keinerlei Problem mehr

---

[1]) Vgl. Vorrede zur II. Ausgabe der mathematischen Prinzipien von Newton in Vorreden und Einleitungen zu klassischen Werken der Mechanik, herausgegeben von Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien, Leipzig 1899, S. 13; Kirchhoff, Vorlesungen über Mechanik, vgl. ebenfalls in den Klassikervorreden S. 119 f.; Helmholtz, Vorträge und Reden, II 1896, S. 353 ff.; Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, deutsche Übersetzung von F. und L. Lindemann 1904, S. 161 ff., erkennt die Vergänglichkeit der Theorieen an, hält aber trotzdem daran fest, daß die Differentialgleichungen immer richtig und die wahren Beziehungen zwischen den wirklichen Objekten uns allein erforschbar seien. Wie aber Boltzmann a. a. O., S. 141 ff., mit Recht hervorhebt, ist diese Behauptung der Phänomenologie ein unzulässiges Dogma.

[2]) Vgl. Wundt, Logik, II, 2, S. 345 f.

zu schlummern. Und doch, wie viele Aufgaben stecken nicht in unserer Sprache, nur scheinbar vielleicht gelöst. Und wie, wenn Ostwald mit jener Bemerkung recht hätte, daß oftmals nur das Ungewohnte uns unerklärlich dünke, daß etwa bei längerer Bekanntschaft auch das Problem der Elektrizität zusammenfallen müsse?[1]) Aber der tatkräftige Forscher ist nie zuende, für ihn gibt es stets zu bilden und zu gestalten, für ihn erwachsen auch neue Fragen, und gesetzt, die eine Disziplin sei vollständig erforscht, so werden wieder neue Probleme, neue Disziplinen hervorwachsen.[2]) Die vorläufigen Betrachtungsweisen und Vergleichungsarten, die deswegen als Vergleich, Bildnis, Hypothesen erscheinen, weil sie mit dem Material als noch nicht vollständig in Einklang gebracht empfunden werden und nicht hinreichend durchgeführt sind, mögen immerhin sich einbürgern oder verschwinden oder auch womöglich durch bessere ersetzt werden, die uns eine Zeit lang Ruhe gönnen: Aber alsbald wird die rastlose menschliche Kombinationstätigkeit von neuem beginnen. Wir glauben nicht wie Mach an die Endlichkeit des Prozesses. Wenn man sich klar macht, daß auch der Begriff Ursache ein bloßer

[1]) Vgl. auch Wundt, Logik, I, S. 607 f. und Hertz, Mechanik a. a. O., S. 8 f.

[2]) Man beachte, was Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 94, sagt, daß nämlich nicht, wie der Laie meint, in der Physik die aufgefundenen Grundvorstellungen und Grundursachen weiter ausgebaut werden und die Erkenntnis der Natur weiter fortschreitet, sondern daß häufig über ein Jahrhundert geltende Theorieen plötzlich aufgegeben worden seien, weil sie nicht mehr anpassungsfähig erschienen. Man halte eine neue Vorstellungsweise nicht mehr unbedingt für richtig, sondern höchstens für zweckmäßiger; die alte Theorie sei einerseits von Nutzen gewesen, andererseits könne plötzlich noch sehr gut eine andere Theorie gefunden werden. (Vgl. zur Geschichte dieses Standpunktes Boltzmann, S. 8 f. und 198 ff.)

Vergleich ist, so wird man sich doch nicht ganz der neuerdings entbrannten Polemik gegen diesen Begriff verschließen können. Wir vermögen nach unseren bisherigen Erörterungen die Ursache nicht einfach zu verwerfen und die direkte Beschreibung ohne dieses Hilfsmittel vorzuziehen.

Die jetzt auftauchende und späterhin zu untersuchende Frage lautet vielmehr: Soll die Physik sich nur der primitiven Vorstellungen zur Vergleichung bedienen? Gehört nicht die Ursache auch zu ihnen und ist sie nicht erst durch die modernste Wissenschaft zu einem empfindbaren Vergleich geworden? Wenn wir Boltzmann richtig verstehen, so ist es auch seiner Meinung nach durchaus nicht unbedingt geboten, immer von den einfachsten Vorstellungskreisen auszugehen, insbesondere die geschichtliche Entwickelung der Sätze analog für den logischen Aufbau eines Wissensgebietes zu verwenden. Demgemäß kann man auch beispielsweise kompliziertere Vorstellungen zum willkürlichen Ausgangspunkt einer Mechanik erheben.[1]) Auch die Naturwissenschaft ist eine durch das Ineinandergreifen eigentümlicher Gesichtspunkte bestimmte Wissenschaft. In ihr muß demnach auch die Vergleichung eine Hauptrolle spielen. Die direkte Beschreibung könnte sonach nur dann mit Recht von dem Naturforscher als eigentliches Ideal verehrt werden, wenn er den Zweck seiner Wissenschaft darin findet, zwischen der durch die wissenschaft-

[1]) Vgl. Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 253 ff., insbesondere S. 263: „Ich gehe, wie Hertz, von reinen Gedankendingen, exakten materiellen Punkten aus; ich beziehe deren Lage auf ein ebenfalls gedachtes rechtwinkliges Koordinatensystem" usw. Hierzu sowie überhaupt über Wert, Unwert und Möglichkeit einer vieldeutigen Auffassung, die noch in der Naturphilosophie zu wenig berücksichtigt sei, siehe Volkmann in Annalen der Naturphilosophie 1902, S. 122 und 126 f., S. 130 f.

liche Konsequenz gebotenen und der nach der Laienanschauung notwendigen Erklärung einen Ausgleich herbeizuführen, die Laienanschauung höchstens soweit umzuformen, als eine rein wissenschaftliche Auffassung es verlangt. Unser Standpunkt führt dazu, in Naturbeschreibung und Naturerklärung keine wesentlichen Gegensätze zu erblicken. Wer in der naiv-realistischen Anschauung des Menschen eine Philosophie erkennt, für den wird die Wissenschaft nicht objektiv exakter, wenn sie diese Philosophie zur Grundlage erhebt, in sie die Welt einzugliedern bestrebt ist, möglichst beschreibenden Charakter zu erlangen sucht. In letzter Linie beruht es, wie wir sahen, auch auf Willkür, ob man das, was man Erfahrung zu nennen pflegt, den Ausschlag geben läßt. Ist man jedoch hierzu entschlossen, so ergibt sich aus dieser Voraussetzung vielleicht die Notwendigkeit einer möglichst beschreibenden Wissenschaft in diesem Sinne, — vielleicht auch nicht. Darüber wird die zukünftige Forschung uns Aufschluß erteilen müssen, eventuell zeigt sich für das Ideal einer beschreibenden Wissenschaft die Vorstellung der Energie relativ brauchbar. Sie bezieht sich lediglich auf die in der sinnlichen Erfahrung nachgewiesenen Größen, sie scheint auch die Vorstellung von Körpern zu umgehen. Freilich wäre erst noch zu untersuchen, ob nicht in der Energievorstellung diejenige vom Körper enthalten ist, zumal jene doch erst auf Grund der uns bisher geläufigen Hypothesen von der Materie entstand. Und doch, selbst wenn man andererseits in der Energiehypothese diejenige vom Körper umschlossen fände, wäre es Pflicht, sorgfältig nachzuspüren, welcher von beiden, als der empfehlenswerteren Anschauung, der Vorzug zu geben sei, welche von beiden sich insbesondere durch ihre größere Spannweite auszeichnet.

Jedenfalls ist mit den bloßen Worten Naturbeschreibung oder Naturerklärung in methodischer Hinsicht kein maßgebendes Prinzip gewonnen. Da hängt die Entscheidung von ganz anderen Vorfragen ab.

Liebig sagt einmal mit Recht[1]: „Das Geheimnis all derer, die Erfindungen machen, ist, nichts als unmöglich anzuschauen." — Freilich nützt das bloße Verstehen dieses Satzes noch gar nichts, man muß ihn nun auch praktisch in die Arbeitsweise hinein verweben, und dabei bleibt zu beachten, daß zur Ausführung aller politischen Regeln ein gewisser Takt unumgänglich erforderlich ist. Die heutige Naturforschung hat sich auf einem sehr komplizierten Weg entwickelt, sie ist historisch geworden. Objektiv betrachtet, ist ihre Fragestellung willkürlich, aber sie darf prinzipiell auch fürderhin ihre Fragen so stellen, weil sie vorläufig keine anderen Fragen zu stellen hat und die Erledigung jeder Frage in unserem Sinne einen Vorwärtsschritt bedeutet, sofern überhaupt eine Frage erledigt wird. Ganz neue Probleme zu stellen, sind wir ohne weiteres tatsächlich unfähig, wir sind in unserem Begehren und Wesen Kinder der Vergangenheit. Doch sollen wir es immer bleiben? Darf man hieraus allzu enge wissenschaftliche Konsequenzen ableiten? Wir verlangen, daß man die Voraussetzungen und die Gesichtspunkte, welche in der naturwissenschaftlichen Disziplin kombiniert sind, reinlich sondere. Wir verlangen ferner, daß man ihr System, ihre Kombinationsweise studiere, daß man die Abstraktionen wissenschaftlich behandle und etwa aus ihnen sich ergebende Divergenzen beachte, wie z. B. die Abstraktion der ruhenden Erde zwar für die gewöhnliche Physik, nicht

[1] Vgl. Stallo a. a. O., S. 138.

jedoch für die Himmelskunde zu brauchen ist.[1]) Schritt für Schritt muß die erkenntniskritische Forschung, wie sie nach Mach, Ostwald, Wundt, Dühring und anderen begonnen ist, energisch und unter besonderer Berücksichtigung der jeweilig beliebten Fragestellung fortgesetzt werden. Man muß, vorbehaltlich späterer Aufrollung, die Fragen, die Widersprüche in sich enthalten oder unbrauchbar erscheinen, in den Hintergrund rücken. Sicherlich empfiehlt es sich, die umfassendsten Fragestellungen zu wählen. Wer uns richtig versteht, wird sich jetzt nicht verwundern, wenn die Entscheidung von historischen und praktischen Gesichtspunkten aus getroffen werden muß und wenn sie objektiv in der Willkür ihre Begründung findet. — Wir wollen nicht etwa die naturwissenschaftliche Arbeit als solche in ein gefährliches Netz erkenntnistheoretischer Fragen verwickeln, nicht die Naturwissenschaft zur Philosophie zurückführen und einen Zustand der Knechtschaft wiederaufrichten, dessen Abschüttelung diese Wissenschaft ihre rühmlichen Erfolge verdankt. Nur insoweit die Erörterung der Prinzipienfragen zu neuen Problemstellungen, Gesichtspunkten und Voraussetzungen die Wege ebnet, ist sie gedeihlich.

Die Naturwissenschaft soll und mag von Voraussetzungen mannigfachster Art ihren Ausgang nehmen. Man muß nach den verschiedensten Richtungen hin den Kampf beginnen und frei von dem Glauben, nur auf einem Wege zum Ziele gelangen zu können, von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehen.[2]) Vielfach verehrt man die Be-

---

[1]) Vgl. Warburg, Experimentalphysik 1906, S. 2.

[2]) So auch Boltzmann, Populäre Schriften 1905, S. 271, S. 287 oben, vor allem S. 301 ff.

griffe gleichsam als Akkumulatoren der Erfahrung. Ihr Wesen soll darin bestehen, uns mit Leichtigkeit ein Bild über das unendliche Getriebe der Welt zu verschaffen und die ursprünglichen Vorstellungen konkreter Gegenstände zu reproduzieren. Die Begriffe sind, wie wir im Gegensatz zu Mach und Rickert konstatieren, höchst produktiver Natur.[1]) Die Begriffe erscheinen, sofern sie zu ganz neuen und mannigfaltigen Kombinationen führen, zur Aufstellung bisher unbekannter Gesichtspunkte von großer Wichtigkeit. Schon heute verdankt die Physik den Ideen ungeheuer viel, sobald sie nur unter Leitung der Erfahrung und nicht in einseitig scholastischer Weise gefunden werden. Jede an sich von wissenschaftlichem Geist und wissenschaftlichen Gesetzen geleitete Arbeit wird ihren Wert in sich tragen. Das Wesentliche ist nur, daß man unter der einmal gewährten Perspektive bis zu einem gewissen Grade in der Welterklärung vordringt; daneben muß allerdings die Kritik in erhöhtem Maße tätig sein. Man muß in ganz anderer Weise, als wie das bisher geschehen ist, das Ineinandergreifen wissenschaftlicher Prinzipien studieren, man muß lernen, die verschiedenen Gesichtspunkte voneinander zu trennen[2]) und sich darüber vergewissern, ob ein Prinzip zur letzten, grundlegenden Perspektive ausgeschieden werden darf oder ob es zu keinerlei fruchtbaren

[1]) Vgl. Rickert, Grenzen, S. 115, der einen körperlichen Träger für die Naturwissenschaften als unumgänglich notwendig erachtet, und Volkmann a. a. O., S. 31.

[2]) Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, deutsche Übersetzung von F. und L. Lindemann 1904, tritt ebenfalls für ein bewußtes Vorgehen ein, wenn er a. a. O., S. 153, sich äußert: „Der feste Vorsatz, sich dem Experimente unterzuordnen, genügt nicht; es gibt trotzdem gefährliche Hypothesen; das sind vorerst und hauptsächlich diejenigen, welche stillschweigend und unbewußt (!!) gemacht werden.“

bringenden Resultaten zu führen imstande ist. Sehr bezeichnend erklärt Poincaré[1]): „Behaupten wir nun, daß wir das Übel nur verschlimmern, wenn wir andere vorgefaßte Meinungen mit vollem Bewußtsein zulassen? Ich glaube es nicht; ich meine vielmehr, daß dieselben sich gegenseitig das Gleichgewicht halten werden, daß sie wie Gegengifte wirken; sie werden sich im allgemeinen schlecht miteinander vertragen; sie werden miteinander in Konflikt geraten und uns dadurch zwingen, die Dinge unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Das ist hinreichend, um uns freizumachen; man ist kein Sklave mehr, wenn man sich seinen Herrn wählen kann."

---

[1]) Vgl. S. 145.

IV. Zur Philosophie der geisteswissenschaftlichen Forschung.

§ 15.

Überleitung.

Auf dem Gebiete der sogenannten Geisteswissenschaften [1]) werden bereits seit einer Reihe von Jahren die Tendenzen unseres hypothetischen Perspektivismus energischer verfolgt. Besonders im Anschluß an die Geschichtswissenschaft hat der Streit um die grundlegenden Gesichtspunkte schon tief in die methodologischen Probleme hineingeführt. Es ist selbstverständlich für jetzt nicht unsere Absicht, uns unmittelbar in die Reihen der Kämpfer zu begeben und für diese oder jene Partei eine Lanze zu brechen. Immerhin liegt es an und für sich im Rahmen unserer Aufgabe, auch in den Geisteswissenschaften ebenso wie in den Naturwissenschaften die tatsächliche Geltung der von uns verfochtenen Sätze nachzuweisen sowie die Richtungen zu skizzieren, in denen sich die Entwickelung unserer Theorie zukünftig vollziehen muß.

Der Nachweis für die bloße tatsächliche Bedeutung der Gesichtspunkte in den Geisteswissenschaften ist in-

[1]) Wir halten an der üblichen Trennung der Natur- und Geisteswissenschaften einstweilen der Einfachheit halber fest.

dessen verhältnismäßig leicht zu erbringen. Jeder, der sich schon auf diesem Felde der Wissenschaft betätigt hat, wird sich im Besitze der hierzu erforderlichen Erfahrungen befinden. Auch sprechen die modernen philosophischen und erkenntniskritischen Arbeiten eine höchst beredte Sprache. Die Bausteine, welche wir zur allgemeinen Fundamentierung unserer Theorie verwendeten, waren zu einem guten Teil Ergebnisse der geisteswissenschaftlichen Forschung. Mit Rücksicht hierauf wählen wir zum Mittelpunkt der sich nunmehr anschließenden allgemeinen Betrachtungen die methodologischen Anforderungen, die wir an eine Weiterbildung der Geisteswissenschaft zu stellen haben.

§ 16.

Die Geisteswissenschaften als Produktion und Kombination von Gesichtspunkten.

Für die gesamte geisteswissenschaftliche Forschung muß vorläufig als ein Hauptziel die Durchführung möglichst vieler Gesichtspunkte proklamiert werden.

Neue Gesichtspunkte müssen produziert und angewendet werden. Wenn wir jedoch die Wissenschaft als eine Kombination von Gesichtspunkten aufgefaßt wissen wollen, so haben wir gerade hier vor dem Mißverständnis zu warnen, als predigten wir eine Umkehr zur alten Schullogik. Wir wollen nicht bloß einen toten Schematismus, eine bloße Umstellung und etwas variierte Behandlung dessen, was uns schon länst bekannt ist. Gerade die sogenannte Erfahrung ist ein Hauptfaktor zur Neuschöpfung von Gesichtspunkten, ist ebensogut Material zum Neubau

wie das uns schon Bekannte. Andererseits bleibt der Wert der Begriffsurteile hiervon unberührt.[1])

Wenn man in Zukunft die Perspektiven als das Leitmotiv, das formgebende Prinzip aller Wissenschaft anerkennen und sich eine Lehre des Perspektivismus erbauen will, so scheint dies für den geisteswissenschaftlichen Fortschritt von Bedeutung zu werden. Freilich bedarf es einer mühsam detaillierten und spezialisierten Arbeit,[2]) um die jeweiligen Voraussetzungen unseres wissenschaftlichen Denkens zu präzisieren, um die unbewußt schlummernden Empfindungen, welche den Standpunkt des Forschers bestimmen, klar zu legen und um eventuell zu gewissen Gesetzen über die Kombination mehrerer Gesichtspunkte zu gelangen, das Kombinationsverfahren aber endlich dadurch vielleicht zu erleichtern.

Ein Beispiel, wie wir uns dies denken, bietet Simmel[3]): Er führt drei Typen für die Differenz historischer Erkenntnisse an: I. Die Geschichte der Philologie vermag ihre Begriffswelt in größere Übereinstimmung mit ihrer Wirklichkeit zu bringen, als dies entsprechend bei einer Geschichte der Sitten zutrifft. II. Die Geschichte der Technik unterscheidet sich von der Geschichte der inneren Politik, die mit ihrem Milieu innig verbunden ist, durch eine schärfere Umrißlinie. III. Die Kirchengeschichte verlangt, da sie schon in der Tatsächlichkeit kontinuierlich verläuft, ein viel geringeres

---

[1]) Vgl. insbesondere zu der soeben berührten Frage Sigwart, Logik 1904, I, S. 396 f.

[2]) Zur allgemeinen Grundlegung der Geisteswissenschaft vgl. hier Dilthey, Studien zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften 1905, XIV, dessen Strukturbegriff eine gewisse Verwandtschaft mit dem Gesichtspunkt zeigt.

[3]) Simmel, Probleme, S. 46 ff.

Maß von Spontaneität als die mit diskontinuierlichem Material arbeitende Geschichte der Kunst, um ein einheitliches Entwickelungsbild zu schaffen. Simmel verwendet diese Beobachtungen hier, um die funktionelle, nicht bloß graduelle Verschiedenheit der geschichtlichen Wahrheiten zu erörtern. Eine derartige Forschung wäre aber auch sonst von großer Wichtigkeit — für unsere Zwecke entsprechend umgestaltet und vor allem systematisch betrieben. Hier sei besonders an das mit uns sich vielfach berührende Buch von Bernheim [1]) ein für allemal hingewiesen.

Besondere Aufmerksamkeit hat man walten zu lassen, um ein genaues Urteil darüber zu finden, inwieweit Willkür, inwieweit Gebundenheit an der Bildung eines Gedankens beteiligt sind. Nur im Wege feiner Analyse kann eine wissenschaftliche Fehlerrechnung vorgenommen und die Tragweite von Divergenzen, die durch die verschiedenen Gesichtspunkte bedingt sind, erkundet werden. In vielen Fällen findet sich die Behauptung: Die Feststellungen der Menschen über den gleichen Gegenstand vermögen sich nicht zu decken, niemals ist eine wirkliche Übereinstimmung bei irgend einem Problem denkbar. Diese Anschauung setzt gewöhnlich die Möglichkeit einer Gleichheit unserer Ansichten voraus, erklärt jedoch in praxi eine Gleichheit für ausgeschlossen. Soweit sie aber auf dem Prinzip absoluter Ungleichheit aller Dinge beruht, muß sie außer Betracht bleiben. Unter diesen Umständen hat man doch erst zu fragen, ob die Differenz der Vorstellungen in Hinblick auf den in der augenblicklichen Arbeit durchzuführenden Gesichtspunkt eine Rolle spielt oder nicht[2]).

---

[1]) Lehrbuch der historischen Methode 1903.

[2]) Vgl. Rickert, Grenzen, S. 47 ff.

Im täglichen Leben treten die Ungleichheiten der Vorstellungen stark zurück. Auch in den exakten Wissenschaften bleibt ihnen nur ein bescheidener Raum vergönnt. Ein verhängnisvoller Zirkelschluß aber ist es, wenn man sich zu jenem Skeptizismus versteht: „Wir könnten uns miteinander nimmer verständigen", — deswegen eine so mißliche Folgerung, weil sie zugleich die Richtigkeit des Denkens voraussetzt und bestreitet.[1])

Jedenfalls wäre es ein ideales Ziel, wenn man von nun an die Voraussetzung scharf präzisiert und denjenigen Gesichtspunkt sich zum Bewußtsein bringt, der den zu entwickelnden Gedankengängen ihren eigentümlichen Charakter verleiht, wenn man also beherzigt, daß das eigentlich Wissenschaftliche darin besteht, einen neuen Gesichtspunkt hervorzukehren und ihn auf ein bestimmtes Material anzuwenden oder richtiger aus ihm gewisse Strahlungen zu produzieren. Vielleicht ergibt sich, um wenigstens das eine hervorzuheben, schon von vornherein die Unhaltbarkeit gewisser Betrachtungsweisen z. B. daraus, daß etwa zwei an sich widerspruchsvolle Voraussetzungen gemacht werden. Die scharfe Trennung zwischen Voraussetzung und Durchführung sowie die Scheidung eines Gesichtspunktes von seiner Anwendung bilden einen erzieherischen Faktor.

Endlich führt erst die Zergliederung der Gesichtspunkte und Präzisierung der Voraussetzungen zu einer sicheren wissenschaftlichen Würdigung verschiedener Ansichten. Für manche Gebiete wird man daran festhalten, von möglichst wenig Voraussetzungen auszugehen. Der

---

[1]) Vgl. Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache 1901, I–III, dessen Ausführungen wir zurückweisen müssen.

Vergleich der letzten Voraussetzungen wird alsbald eine Prüfung verschiedener Ansichten gestatten.[1])

Sobald das Ineinandergreifen der Gesichtspunkte studiert ist, kann vielleicht positiv damit begonnen werden, Postulate beliebiger Natur aufzustellen und von ihnen aus die Welt zu erfassen. Dieses Erfassen darf nicht bloß darin bestehen, unser bisheriges Wissen als Material einfach in eine andere Form umzugießen, sondern es muß, um es in unserer heutigen Sprache auszudrücken, mit der Erzeugung neuen Wissens Hand in Hand gehen. Wer, wie wir, die Erkenntnis als Produktion ansieht, wird dem Gesichtspunkt diese Kraft nicht absprechen können. Freilich wird, von unserem heutigen erkenntnistheoretischen Standpunkt aus gesehen, nie ein völlig neues Wissen in der Welt entstehen können. Auch schon bisher durfte es eigentlich niemand entgangen sein, wie wenig wir bei Aufstellung fiktiver Systeme über die Grenze menschlicher Erkenntnis hinauskommen.

Bisher [2]) gliederte man die Wissenschaften nach den verschiedenen Objekten, mit denen sie sich beschäftigten. Wissenschaft war nichts weiter, als Erkenntnis der Dinge der Innen- und Außenwelt. Sieht man jetzt als das Wesen der Wissenschaft die Perspektive an, das heißt: legt man das Hauptgewicht auf die Betrachtungsweise, so wird es für die einzelnen Wissenschaften prinzipiell gleichgültig, mit welchen Objekten sie sich abgeben; entscheidend ist vielmehr die Qualität des Gesichtspunktes. Eine Wissenschaft, welche die primitiven Völker als Naturvölker betrachtet, hat ein anderes Objekt vor sich,

[1]) Vgl. ein Beispiel bei Windelband, Präludien, S. 301.
[2]) Vgl. Rickert, S. 226—304, vor allem auch S. 480 ff.

als diejenige Wissenschaft, welche darauf ausgeht, die ersten Anzeichen einer Kultur bei diesen Völkern vorzufinden.[1]) Wenn die Staatswissenschaft als eine den Staat erkennende Wissenschaft angesehen wird,[2]) so macht man sich nicht klar, daß schon der Begriff Staat als eine Art von Ding an sich aufgestellt wird. Man nimmt an, daß ein und dasselbe wissenschaftliche Objekt vorliegt und dieses in den verschiedenen Zweigen nur andersartig beobachtet wird. Geht man jedoch auf die Perspektiven zurück und stellt sie nicht nur gleichwertig mit dem Objekt in den Ansatz der Rechnung ein, sondern faßt sie als den die betreffende Wissenschaft allein bestimmenden Faktor auf, so erscheint auch der Begriff des wissenschaftlichen Objekts als durch die Perspektive gebildet, ja gerade als ihr wichtigstes Produkt.[3]) Da die bisherige Wissenschaft in ihren einzelnen Zweigen die Objekte einer angeblich bestehenden Außenwelt möglichst zu ergründen bestrebt

---

[1]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft, S. 22. Vgl. auch die Untersuchungen von Kistiakowski, Gesellschaft und Einzelwesen 1899, z. B. S. 118: „Die Bevölkerung als solche ist ein geographischer oder ein naturwissenschaftlicher, aber kein sozialer Begriff.“

[2]) Vgl. Jellinek, Das Recht des modernen Staates, I, Allgemeine Staatslehre, 2. Auflage 1905, S. 5. Richtig im Prinzip Bernheim, Lehrbuch der Historischen Methode 1903, S. 2 und 3.

[3]) Halten wir an dem bisherigen Begriff des Objektes fest, so können wir eine dreifach verschiedene Auffassung in diesem Punkte konstruieren:

a) Getrennte Objekte bilden den Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung.

b) Eine Identität der Objekte wird angenommen, jede Wissenschaft erforscht nur verschiedene Seiten.

c) An der Getrenntheit der Objekte wird festgehalten, aber für Einbeziehung sämtlicher wissenschaftlicher Erfahrungen als zu bearbeitendes Material plädiert. Diese letzte Ansicht entspricht der im Text vertretenen.

war, so schadete es nichts, wenn man Resultate der einen Disziplin für die andere einfach verwertete. Dies scheint von unserer Theorie aus nicht mehr ohne weiteres zulässig zu sein. Denn wir müssen eine wichtige Folgerung zugeben: Die Objekte der einzelnen Fächer sind vielleicht dem Namen nach dieselben, in ihrem Wesen aber grundverschieden. In heute geltender Auffassungsweise ausgedrückt, subsummiert die eine Wissenschaft vielleicht diese, die andere jene Einzelerscheinung unter dem fraglichen Begriff. Methodisch darf aber nicht vorausgesetzt werden, daß alle Wissenschaft von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt durchdrungen ist.[1]) Was hier für mehrere Einzeldisziplinen verteidigt wird, muß auch für die verschiedenen Gebiete innerhalb derselben beachtet werden. Was die soziale Lehre vom Staate sagt, gilt nicht ohne weiteres für die Rechtslehre und umgekehrt. Sogar die Analyse des Staatsbegriffs auf Grund einer konkreten Verfassung muß an und für sich anders ausfallen, als diejenige, welche im Interesse einer allgemeinen Staatslehre vorgenommen wird. In beiden Fällen haben wir mit ganz verschiedenen Vorstellungskreisen zu operieren. Nicht eine zufällige Einteilung, sondern die Divergenz der

[1]) Schon seit einiger Zeit beginnt die Erkenntnis von der Verschiedenheit der Gesichtspunkte in den Einzeldisziplinen sich Bahn zu brechen. Ein bezeichnendes Moment ist es, wenn Vertreter scheinbar rein induktiver Wissenschaften auch die deduktiven Elemente in ihnen anerkennen. So schreibt von Mayr, Theoretische Statistik 1895, Handbuch des öffentlichen Rechts, Einleitungsband, herausgegeben von v. Seydel, V, S. 11: „Es ist eine Täuschung, wenn die Vertreter dieser Forschungsweise induktiv vorzugehen glauben; denn bei aller Sorgsamkeit ihrer Detailbeobachtung ist der Anstoß zu derselben, nämlich die Wahl des Typus, deduktiver Natur." — Vor allem weisen wir hier aber auf die Untersuchungen Jellineks hin, Recht des modernen Staates, I, Allgemeine Staatslehre 1905, S. 3 ff.

Gesichtspunkte muß über die Einteilung der Wissenschaft in Disziplinen das entscheidende Wort sprechen. Die Wissenschaft erforscht auf ihren mannigfaltigen Gebieten nicht die verschiedenen Flächen ein und desselben Objekts,[1]) sondern Gegenstände, die miteinander nichts zu tun haben. Darum ist auch nicht eine einfache Summierung der Erkenntnis zulässig, methodisch ist die Hoffnung zu verwerfen, es werde, wenn die einzelnen wissenschaftlichen Zweige ihre Aufgabe gelöst haben, das Ding an sich ergründet sein.[2]) Immerhin kann selbstverständlich durch Zusammenfassung mehrerer Einzelgebiete eine neue Art der Forschung in die Wege geleitet werden. Nur ist dies auch wieder in Wahrheit nichts weiter, als eine neue Einzeldisziplin. Die Methodik der Gesamtwissenschaft im Gegensatz zur Einzelwissenschaft behandelt neuerdings Breysig[3]).

---

[1]) In diesem Glauben befindet sich z. B. selbst noch der uns sonst nahestehende Kistiakowski, Gesellschaft und Einzelwesen 1899, S. 61 f.: „Wir können über ein und dasselbe anschaulich gegebene Ding verschiedene Begriffe konstruieren, indem wir jedesmal eine andere Seite dieses Dinges isolieren und auffassen; aber alles das, was wir in einer durch den natürlichen psychischen Prozeß gebildeten Vorstellung über ein Ding haben, in einen Begriff zusammenzufassen, ist für uns logisch (!) unmöglich." S. 66: „Jeder von diesen Begriffen hat seinen eigenen Inhalt und Umfang und alle weisen auf verschiedene . . . Wesen, während sie eigentlich nur das Wesen eines und desselben Dinges . . . definieren." Daher ist auch der „Gesichtspunkt" für Kistiakowski nur eine bestimmte Stelle im Raum, von dem aus wir das gegebene Ding an sich betrachten. Der „Gesichtspunkt" hat nach ihm nicht den von uns befürworteten energetischen Charakter. Dies zeigt sich deutlich S. 147: „Denn Persönlichkeit einerseits und Gesellschaft andererseits sind nur zwei verschiedene Seiten eines und desselben ‚sozialen Menschen', sie sind bloß zwei Gesichtspunkte, von denen aus wir ihn betrachten."

[2]) Vgl. Simmel a. a. O., S. 46.

[3]) Allgemeine und Einzelforschung in der Zeitschrift Die Zukunft 1905, Nr. 25, S. 449 f.

Doch jener Glaube kann nicht als leitende Richtschnur dienen. Die Kunst, die Religion, die Wissenschaft, nicht minder jedoch die wissenschaftliche Disziplin stellen wir am vorteilhaftesten auf ihr eignes Ich,[1]) entwickeln wir aus

---

[1]) Vgl. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften 1883, I, S. 473 f. Vgl. auch als Exemplifizierung das Buch von Adolf Hildebrand, Das Problem der Form in der bildenden Kunst, 5. Aufl. 1905. Wir heben daraus folgendes hervor: Hildebrand — S. 15 — betont das positive Element der Kunst. Anhänger der formalen Kunsttheorie macht er eine scharfe Scheidung zwischen der imitativen und architektonischen Gestaltung des Kunstwerks. In früherer Zeit stand nach ihm das Architektonische, in der modernen wissenschaftlichen Periode steht leider das Imitative im Vordergrund.

Die Formvorstellung ist nicht eine Wahrnehmung schlechtweg, sondern eine Verarbeitung von Wahrnehmungen aus einem bestimmten Gesichtspunkt, nicht aus einem subjektiven, sondern dem ganz allgemeinen der räumlichen Orientierung (S. 14). Die Vorstellungen eines Gegenstandes sind entweder infolge wirklichen Abtastens sowie durch Umwandlung des Schauens in einen Bewegungsakt hervorgegangen (sogenannte Bewegungsvorstellungen); oder wir erhalten, wie dies beim Anblick eines Gegenstandes in weiterer Ferne geschieht, Gesichtseindrucksvorstellungen (S. 19). Das Fernbild eines Körpers enthält höchstens latente Bewegungsvorstellungen, insofern bestimmte Merkmale der Erscheinung zu Bewegungsvorstellungen anregen (S. 21). Geht man dagegen von der Bewegungstätigkeit des Auges aus und tastet einen Gegenstand in der Nähe ab, so wird auch das Lageverhältnis der Flächen zueinander nur als Linie, die uns eine Bewegung illustriert, aufgefaßt, indem wir unseren Standpunkt ändern und damit imstande sind, uns Profilansichten aller dieser Lageverhältnisse zu schaffen (S. 22 f.).

„Die plastische Vorstellung setzt sich also zusammen aus den Gesichtsvorstellungen von Linien und einfachen Flächen, die durch Bewegungsvorstellungen untereinander verbunden sind" (S. 23).

„Die Formvorstellung der Natur, als Produkt aus dem einheitlichen Flächenbilde oder Fernbilde, beruht auf einem unendlichen Erfahrungsaustausche der Gesichts- und Bewegungsvorstellungen, der unbewußt zu fester Gesetzmäßigkeit geführt hat, insofern nämlich eine bestimmte Formvorstellung die notwendige Konsequenz eines bestimmten Flächeneindrucks bei allen Sehenden wird. Deshalb bedeutet dieses in-Beziehung-

sich selbst, indem wir kraft unseres Willens den für sie charakteristischen Gesichtspunkt als Postulat setzen. Von diesem Postulat ausgehend ist dann die ganze Welt unserer Betrachtungsweise unterworfen, ist unser Material unendlich, keine Disziplin mehr an irgend welche bestimmten Objekte gebunden.[1]) Tatsächlich mag man auch fernerhin durch die Arbeit beispielsweise einer anderen Disziplin veranlaßt werden, gewisse Gedankengänge oder Resultate herüberzunehmen,[2]) wissenschaftlich aber darf dies nicht ein bloßer Übernahmeprozeß sein, sondern es muß versucht werden, aus dem postulierten Gesichtspunkt heraus auch dies Material nicht nur umzuformen, sondern geradezu zu entwickeln.[3])

---

setzen der beiden Vorstellungsarten soviel, als das gesetzmäßige Verhältnis zwischen ihnen aufsuchen oder sie in dasselbe zueinander setzen. Dieses gesetzmäßige Verhältnis existiert nur für die Vorstellung, ist nur in ihr fühlbar." Der Künstler hat ein Naturgebilde „aus dem Gesichtspunkt dieser allgemeinen Gesetzmäßigkeit aufzufassen und darzustellen" (S. 28).

Ähnliche Tendenzen verfolgen heute noch viele andere. Wir erinnern hier noch beispielsweise an den Aufsatz von Kassner, Von der Allegorie, in der Zeitschrift „Die neue Rundschau", Februarheft 1905 (beachte besonders den Schluß).

[1]) Vgl. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, S. 29 oben.

[2]) So wird, wie Rickert mit Recht hervorhebt, die „historische Psychologie" durch die wissenschaftliche Psychologie im gewöhnlichen Sinn des Wortes sich vervollkommnen lassen (vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 42.)

[3]) Die Erfassung des Gesichtspunktes einer bestimmten Disziplin ist von großer Wichtigkeit. Wer den der Einzeldisziplin immanenten Gesichtspunkt in sich aufgenommen hat, wird sehr leicht die Einteilung und Aneinanderreihung der für die Wissenschaft bedeutungsvollen Vorstellungen beherrschen. Das Gedächtnis spielt hier eine viel untergeordnetere Rolle, als man selbst heute noch annimmt. Auch im gewöhnlichen Leben vermögen wir nur in ganz bestimmten Kategorieen

Diese Anschauung wird aber auch gegen falsche Übertragungen einen erhöhten Schutz gewähren. Es muß sich insbesondere hiernach entscheiden lassen, ob beispielsweise eine Übertragung der psychologischen Methode auf die Geschichtsforschung gerechtfertigt ist oder nicht.[1])

Unseren Konsequenzen kommt Simmel vom erkenntnistheoretischen Gebiet erheblich nahe. Nach ihm

---

zu denken. Es fällt den meisten sehr schwer, einen einfachen Tatsachenverlauf nach anderen Gesichtspunkten zu entwickeln: Man versuche einmal eine exakte Aufzählung der Handlungen, die man vorzunehmen hat, um von sich aus ins Theater auf seinen Platz zu gelangen. Und von einem konkreten wissenschaftlichen Werke gilt nicht minder, daß nur die Erkenntnis des Gesichtspunktes das Verständnis des Ganzen ermöglicht. Wer wollte beispielsweise den Schilderungen eines Fechner folgen, ohne sein lebensvolles Verhältnis zu den Dingen mitzuempfinden. Wie viele Übergriffe, wie viele Mißverständnisse, wie viele Inkonsequenzen würden vermieden, wenn man treu und fest bei dem zur Diskussion gestellten Gesichtspunkt ausharrte! Wir beleuchten dies mit einem voll zu billigenden Anwendungsfall bei Simmel, Die Religion, in der Sammlung „Die Gesellschaft", herausgegeben von Martin Buber, II, S. 78: „Wenn es gelingt, das Zustandekommen der Religion als eines Ereignisses im Leben der Menschen aus den inneren Bedingungen eben dieses Lebens zu begreifen, so ist insoweit das Problem noch gar nicht berührt, ob die sachliche, außerhalb des menschlichen Denkens gelegene Wirklichkeit das Gegenstück und die Bestätigung dieser psychischen Wirklichkeit enthalte oder nicht, — ein Problem, das ersichtlich in einer völlig anderen Ebene liegt, als die hier gestellte Aufgabe. Aber nicht nur die Bedeutung der Religion im Reiche des Objektiven, sondern auch die im Reiche des Subjektiven, ihre Gefühlsbedeutung, das heißt, die in das innerste Gemüt zurückstrahlende Wirkung der Vorstellungen vom Göttlichen ist völlig unabhängig von allen Annahmen über die Art, wie diese Vorstellungen zustande gekommen seien. Das ist der Punkt des stärksten Mißverständnisses aller historisch-psychologischen Herleitung idealer Werte."

[1]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 16, S. 40 ff., S. 57 f. Schon Menger behandelt in ähnlicher Weise das Problem, ob die historische Betrachtungsweise von der theoretischen Nationalökonomie

wäre es denkbar, auch in der geschichtlichen Wirklichkeit noch eine eigentümliche Formung zu erblicken, die ein bestimmter, uns rein unerfaßbarer Geschehensinhalt angenommen hat, das „wirkliche Erleben" müßte als Kategorie erster, die Historik als Kategorie „zweiter Potenz" betrachtet werden.[1]) Freilich bis zur ausdrücklichen Auflösung des Gegensatzes zwischen Form und Inhalt dringt Simmel wenigstens für seinen erkenntnistheoretischen Zweck nicht vor:[2]) „Wenn man von apriorischen Vorstellungen spricht[3]), haftet man leicht an dem Gedankeninhalt derselben, der in der kompletten Erfahrung wie koordiniert neben dem Inhalt des sinnlich Gegebenen steht, und übersieht, daß das Apriori in Satzform ausgesprochen nur die Formulierung innerer Energieen ist, die an jenem gegebenen sinnlichen Material (!) die Formung zur Erkenntnis vollziehen." Die Gesichtspunkttheorie ihrerseits gewinnt im Gegensatz zum Apriorismus Simmels, zugleich jedoch auch in konsequenter Weiterführung seiner Gedanken einen rein energetischen Charakter, sobald es ihr gelingt, Objekt und Material der Wissenschaft auf den willensmäßigen Gesichtspunkt zurückzuführen und als eine bestimmte Erscheinungsform der Perspektiven auszumitteln. Das Wesen der Dinge ist nach ihr der Ausfluß eines konkreten Gesichts-

---

übernommen werden dürfe oder nicht. Allgemein verneint er die Frage als „im Widerspruche" stehend „mit der Natur dieser Richtung des Erkenntnisstrebens." K. Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere 1883, S. 70, vgl. aber S. 94.

[1]) Vgl. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie 1905, S. 49 f.

[2]) Diese Auflösung verlangt bereits Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt 1896, S. 65 f.

[3]) S. 7 f.

punktes, lediglich der Reflex postulierter Anschauungen, nur scheinbar Substanz, in Wahrheit Kraft.

In der Tat besteht augenblicklich die Tendenz, die Einzelwissenschaften zu verselbständigen, als Individualitäten mit eigentümlichem Charakter anzuerkennen. Es hat sich in diesem Sinne nicht nur ein Loslösungsprozeß von der Philosophie vollzogen, nicht nur haben sie sich ihre Mündigkeit erstritten, sondern auch allmählich die geschwisterliche Hausgemeinschaft aufgegeben, in der sie bisher miteinander verbunden waren. Simmels erkenntnistheoretische Erörterungen sind geradezu diesem Ziel gewidmet. Schon in der ersten Ausgabe seiner Probleme schlug er unverkennbar eine dementsprechende Richtung ein, unsere Zweifel, die von uns diesem Buche imputierte Grundanschauung Dritten beweisen zu können, sind nunmehr gänzlich durch die Neuausgabe gehoben worden.[1]) Zur Beleuchtung einige Sätze! . . .

„Die charakterologische Einheit[2]) gibt in formaler nicht weniger als in inhaltlicher Hinsicht der Philosophie der Historik sehr tiefgreifende Probleme auf. . . Die Erscheinungen[3]) an und für sich und ihrem Inhalt nach entscheiden also noch nicht darüber, ob sie eine Einheit bilden, sondern nur dies, ob man auf irgend welche bekannten Regeln hin eine Kausalverbindung zwischen ihnen entdecken kann. . . Denn zweifellos[4]) gibt es sehr bestimmte Regulative dieser Art, nach denen verfahren wird, die zwischen dem Historiker

---

[1]) Vgl. Vorrede, insbesondere letzten Absatz.

[2]) S. 22.

[3]) S. 23.

[4]) S. 24.

und seinem Leser stillschweigend vorausgesetzt werden, an deren bewußter Konstatierung es aber noch mangelt. . .[1]) Besonderer Natur sind die Mittel, durch die die seelische Einheit einer Gruppe wissenschaftlich behandelbar wird. . . Die Prinzipien,[2]) nach denen die Historik hier unbewußt verfährt, hat ihre Erkenntnistheorie aufzusuchen: ob die Einheit einer Gruppe nach den seelischen Vorgängen in ihren Führern konstruiert wird oder nach einem Durchschnittstypus oder nach der Majorität. . . Was wir[3]) die Einheit der Persönlichkeit nennen, ist offenbar eine methodische Voraussetzung, ohne die es zu der Verständlichkeit und Anordnungseinheit historischer Daten nicht käme. Sie ist ein Apriori, das Geschichte erst möglich macht. . . Das Bedürfnis[4]) der Historik wird oft nur eine Steigerung, Systematisierung, logische Vollendung dessen fordern, was auch das historisch unbearbeitete Objekt schon enthält. . . Aber diese im begrifflichen Inhalte der historischen Kategorien existierende Verwandtschaft mit dem vorhistorischen Materiale . . . darf nicht über die generelle Sonderung beider täuschen, nicht darüber, daß die Historik von sich aus, ihren eigenen Lebensbedingungen gemäß, ihren Stoff in Formen bringt, die nur auf ihrem Boden gewachsen sind. . . Die historische Wahrheit[5]) ist keine bloße Reproduktion, sondern . . . Aktivität. . . Wenn es[6]) hinreichend vorsichtig verstanden

---

[1]) Simmel verlangt hier also Konstatierung der stillschweigend vorausgesetzten Regulative!

[2]) S. 25.

[3]) S. 26.

[4]) S. 26 u. 27.

[5]) S. 40 ff., insbesondere S. 41.

[6]) S. 46.

wird, kann man sagen, daß jede besondere historische Wissenschaft einen besonderen Wahrheitsbegriff hat..."

Als ein Zeichen der Zeit dürfen wir Ausführungen Maeterlincks in seinem Werk „Der begrabene Tempel" heranziehen. Er betont, wie sehr man in der Vergangenheit das erblickt, was man im Augenblick in sie hineinlegt.[1]) Allerdings räumt er dem Gesetze von Ursache und Wirkung in der äußeren Sphäre unbedingt die Herrschaft ein, doch nimmt er wenigstens für unser Gewissen eine besondere Betrachtungsweise in Anspruch. Für das Gewissen „ist eine böse Handlung, wenn wir sie aus größerer Höhe betrachten, als von ihrem Tatort, nur darum noch vorhanden, um uns den Rückfall desto schwerer zu machen".[2]) Die ganze Vergangenheit der Menschen ist „in Bewegung", häufig bedarf „es nur eines entscheidenden Gedankens, einer entscheidenden Tat . . ., um das Ganze umzuwerfen", um selbst „den spärlichen Trümmern ihrer Kinderzeit . . . Schätze zu entlocken".[3])

Vor allen Dingen muß hier nun aber der Arbeiten Diltheys und Rickerts gedacht werden, sofern sie nicht nur auf einem Spezialgebiet, sondern für die Geisteswissenschaften überhaupt den neuen Gedanken festere Gestalt gegeben haben.

Schon Dilthey hat 1883 gegenüber dem berühmten und berüchtigten Ignorabimus darauf hingewiesen, wie wenig eigentlich die physischen Vorgänge an sich der naturwissenschaftlichen Erklärung und Deutung entzogen sind. „Erst wenn die Beziehungen zwischen den Tatsachen der geistigen Welt sich als in der Art un-

[1]) S. 149.
[2]) S. 153.
[3]) S. 156.

vergleichbar mit den Gleichförmigkeiten des Naturlaufs zeigen, daß eine Unterordnung der geistigen Tatsachen unter die, welche die mechanische Naturerkenntnis festgestellt hat, ausgeschlossen wird; dann erst sind nicht immanente Schranken des erfahrenden Erkennens aufgezeigt, sondern Grenzen, an denen Naturerkenntnis endigt und eine selbständige aus ihrem eigenen Mittelpunkte sich gestaltende Geisteswissenschaft beginnt." [1])

Dilthey findet hier jedenfalls nicht die wesentliche Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften in einer bloßen Divergenz der Objekte, sondern in einer Unvergleichbarkeit oder höchstens in einer qualitativ abweichenden Struktur der Objekte. Die methodische Weiterführung dieses Gedankens hat Rickert unternommen, indem er zum Beispiel die psychischen Erscheinungen auch als Gegenstand der Naturwissenschaft aufweist und die Zweiteilung aller Wissenschaften auf eine rein logische Basis zu stellen versucht hat.

Nach Rickert hat es die Naturwissenschaft mit dem Allgemeinen, die Geschichtswissenschaft [2]) mit dem Individuellen zu tun. Die Aufstellung von Naturgesetzen, also unbedingt gültiger allgemeiner Urteile ist das Endziel aller Naturwissenschaft, selbst empirische Einzel-

---

[1]) Vgl. Dilthey, S. 13 ff., insbesondere S. 14 und S. 470 a. a. O., für den Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Die Hervorhebung im Text rührt von uns her.

[2]) Rickert braucht hier absichtlich „Geschichte" im weiteren als dem üblichen Sinn. Ganz richtig bemerkt er: „Dieser Begriff des Historischen . . . ist in seiner rein logischen Gestalt anwendbar auf jeden beliebigen Teil der gesamten empirischen Wirklichkeit, insofern wir daran denken, daß sie überall aus anschaulichen und individuellen Gebilden besteht." Grenzen 1902, S. 255—256.

exemplare, zum Beispiel der Urvogel, kommen doch nur als Repräsentanten einer ganzen Gattung in Betracht. Die Naturwissenschaften teilen die Wirklichkeit in ein psychisches und ein physisches Sein, die zwar getrennt teils von den Körperwissenschaften, teils von der Psychologie untersucht werden, aber doch in ihrer logischen Struktur durchaus einander gleichen. Die Geschichte betrachtet die Wirklichkeit individuell, betrachtet ihre Kulturbedeutung, die gerade auf dem basiert, was diese Wirklichkeit von anderen Wirklichkeiten unterscheidet. Die Kulturwerte bieten das „Prinzip der Auswahl". Rickert untersucht dann eindringlich die Wechselbeziehung zwischen Kultur- und Naturwissenschaften, die naturwissenschaftliche Auffassung in der Kulturwissenschaft, man denke etwa an die Allgemeinbegriffe der Statistik und Nationalökonomie, sowie die historischen Elemente in der Naturwissenschaft, man denke an die Entwicklungslehre in der Biologie. Es genügt diese kurze Charakteristik der Rickertschen Schrift, um unsere Tendenzen zu illustrieren. Unsere Theorie ist in wesentlichen Bestandteilen eine Verallgemeinerung von Grundgedanken, wie sie Rickert bereits in seiner Spezialuntersuchung erörtert hat.[1]) Nicht nur zwei große Gruppen, wie Rickert behauptet, wissenschaftlicher Disziplinen müssen Gegenstand der Analyse bilden, vielmehr darf man auch nicht vergessen, die Einzelrichtungen auf eigene Gesichtspunkte zu stellen. Höchstens wenn man die Gegenüberstellung von Kultur- und Naturwissenschaften im Auge hat, erscheinen die Körperwissenschaft und die Psychologie in ihrer logischen Struktur als Gleichgeburt, im übrigen

[1]) Vgl. insbesondere Grenzen, S. 289 ff. und S. 248 ff.; Frischeisen-Köhler, Archiv für syst. Philosophie 1906, S. 450 ff., insbesondere S. 480 ff.

muß aber damit ebenfalls begonnen werden, zu ergründen, ob ihnen nicht doch eine logische Verschiedenheit zukommt und worin diese gegebenenfalls besteht.[1]) Daß die Einteilung der Wissenschaften ebenfalls auf einem willkürlichen Gesichtspunkt beruht, läßt sich den Ausführungen Diltheys entnehmen [2]), von dem der Ausdruck „Betrachtungsweise" [3]) verwendet und ausdrücklich ein mit uns übereinstimmender Standpunkt verfochten wird, kraft dessen sich prinzipiell mehrere Betrachtungsweisen als materiell richtig nebeneinander sehr wohl denken lassen. Dies geht aus folgenden beiden Sätzen hervor: „Wir nehmen nur unseren Ausgangspunkt in der Betrachtungsweise der Naturwissenschaft. Sofern diese Betrachtungsweise sich ihrer Grenzen bewußt bleibt, sind ihre Ergebnisse unbestreitbar."

Noch in einer weiteren Richtung wird unsere Theorie vorzugsweise zur Klärung der wissenschaftlichen Streitigkeiten beitragen. Es handelt sich hier um die wichtige Beziehung zwischen Tatsachen und Hypothesen. Der methodische Gedankenkreis rechnet überhaupt nicht mit dem Gegensatz von Wirklichkeit und Gedankenwelt. Es existiert nicht ein Reich von Tatsachen, das unserer Phantasie irgend welche Schranken auferlegte. Die Wissenschaft ist reines Denken und die ganze Welt ist Wissenschaft. Erst konkrete Gesichtspunkte, bestimmte Willensakte führen zur Aufstellung einer „unumstößlichen Tatsachenwelt." Der Naturforscher, der Geschichtsschreiber, der Jurist, sie alle erkennen dies an. Aber man

---

[1]) Vgl. Rickert, Kultur- und Naturwissenschaft 1899, S. 30—61 und Grenzen 1902, S. 204 f.

[2]) Vgl. Einleitung a. a. O., 1883, S. 6 ff.

[3]) S. 19.

mag auch künftig besonders sich zu Gemüte führen, daß jene Wirklichkeit in methodischer Hinsicht von der Perspektive der gerade behandelten Disziplin abhängt oder besser abhängen sollte und daß es nicht wunder nehmen darf, wenn eines schönen Tages die sogenannten Erfahrungstatsachen aus praktischen Gründen der betreffenden Disziplin eine erhebliche Wandlung erfahren. Allgemein methodisch sind Hypothese und Wirklichkeit ihrem Werte nach gleich einzuschätzen. Nur einzelwissenschaftlich kann die qualitative Differenzierung zwischen der Hypothese und der Wirklichkeit berechtigt sein. Viele Hypothesen erscheinen den meisten als bloßes Hilfsmittel, ja fast als ein unerlaubtes, weil man die Erfahrungswelt in einem Gegensatz zu ihnen findet. Dieser Gegensatz beruht jedoch vielfach darauf, daß man zu sehr an die Unwandelbarkeit der Erfahrungswelt glaubt. Der Gegensatz beweist vielmehr oft lediglich, daß nur eine verschiedene Auffassungsweise sowohl in der Einzelwissenschaft, als in der Laienwelt vorliegt. Warum gerade die Laienauffassung zugrunde gelegt wird, muß geprüft und, wie weit sie als Maßstab verwendet werden darf, untersucht werden. Nur dann läßt sich über die Berechtigung der Hypothese ein Wort sagen. Andererseits genießt die bloße Rückführung auf Erfahrungstatsachen keinen prinzipiellen Vorzug vor der Reduzierung auf Hypothesen; auch nicht etwa eine mehr überzeugende Kraft! Die Berichtigung der Erfahrung wird unter methodischem Gesichtspunkte ebenfalls zur Produktion.[1]) Nur unser gegenwärtiges Denken behilft sich mit der

---

[1]) Vgl. auch Lotze von seinem Standpunkt aus: Logik im System der Philosophie, I 1880, S. 495 f.

Auslegung, als hätte früher unsere Beobachtung nicht genügt. Heute wird vielfach die Verschiedenheit der Erfahrungswelten erkannt und es wird bisweilen zu Unrecht als Fehler empfunden, wenn die Wissenschaft mit Anschauungen operiert, die sich noch nicht eine volkstümliche Geltung [1]) verschafft haben, wenn die Wissenschaft, wie man es ausdrückt, von der Realität „abstrahiert". Es kann gefährlich werden, dieses Abstrahieren mit einer Nebenempfindung der Minderwertigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit „bloß" als Idealität zu betrachten,[2]) obwohl nicht geleugnet werden soll, daß die Abstraktion da gerechtfertigt ist, wo die sogenannte Erfahrung auch nach dem Gesichtspunkte des betreffenden Gebiets die Richtschnur bilden muß.

---

[1]) Simmel, Probleme, S. 22: „Diese Synthesen" — Simmel spricht hier von Synthesen für die Einheit der menschlichen Persönlichkeit — „sind nicht verständlich, weil sie einheitlich sind, sondern wir nennen sie einheitlich, weil sie verständlich sind, und als verständlich erscheinen sie uns nur, weil wir gewöhnt sind, sie zu beobachten." Umgekehrt erlaubt sich manchmal die einzelwissenschaftliche Erkenntnis Übergriffe; ein solcher wäre es, wenn z. B. ein Physiker die Existenz der Farbe bestreiten wollte mit dem Hinweis, daß es sich in Wahrheit um Ätherschwingungen handelt. Allerdings wird vielleicht jene physikalische Anschauung einmal die Laienanschauung verdrängen, an sich wäre dies denkbar, wenn es auch vorläufig als ausgeschlossen erachtet werden muß. Vgl. hierzu auch Lotze, System der Philosophie, I 1880, S. 509.

[2]) Auch in der Kunst würde man der Darstellung des Idealen nicht gerecht werden, wenn man den Begriff des Idealen im Sinne des heutigen Durchschnittsmenschen verstünde. Denn es ist nicht richtig, daß das Ideal — Ideal in der Bedeutung der allgemein üblichen Anschauung — eine Erhöhung, ein unbedingtes Besser darstellt. Vielmehr haftet dem Idealen, wie es sich der Laie vorzustellen beliebt, zugleich ein negativer Faktor in der Empfindung an. Das Reale verdient nämlich, wie die gewöhnliche Vorstellung lautet, insofern den Vorzug, als es das Konkrete, das Feste, das Sichere und unzweifelhaft Existente bildet. Erst wenn

§ 17.

Die Veranschaulichung unserer Theorie am Problem der juristischen Person.

Unsere Bemerkungen im letzten Abschnitt werden noch an Klarheit gewinnen, wenn wir nunmehr unser Interesse auf ein Spezialproblem konzentrieren. In der letzten Zeit hat sich die Reihe von Schriften bedeutend vermehrt, welche methodische Fragen der Rechtswissen-

---

auch das Reale zur Hypothese herabgemindert wird, steht das Ideale seinerseits mit ihm auf gleicher Höhe. Erst dann mischt sich auch in die Vorstellung des Idealen jene Konkretheit und Unmittelbarkeit, wie sie bisher nicht vorhanden war. Wir können hier von einem Miterleben im wahren Sinn des Wortes sprechen und dies Miterleben jenem Miterleben gegenüberstellen, von dem man bereits in heutiger Anschauung redet. Vergleichen wir nämlich das alte und das neue Miterleben, so erscheint dieses als viel intensiver. Denn das alte Miterleben ist nur ein unmittelbares Vergegenwärtigen, bei dem doch aber immer, wenn auch mehr oder weniger unbewußt, die Vorstellung des Abstrakten und Überirdischen und eines Antirealen mitschwingt. Das neue Miterleben verlangen wir beispielsweise bei der Betrachtung eines idealen Gemäldes in ganz anderer Weise: Seine Figuren dürfen nicht nur als Typus, als abstrakter Durchschnitt aufgefaßt werden, sie müssen vielmehr als unmittelbare Wahrheit und Wirklichkeit in unserem Sinne erlebt werden und die ehemalige Typusvorstellung muß eine eigentümliche Verwandlung erfahren. Von unserem neuen Standpunkt aus darf man also nicht einfach sagen, das Ideale stecke gewissermaßen hinter dem Gemälde, die Darstellung sei nur unvollkommenes Abbild des Idealen in der Ausdrucksweise unserer Welt, sondern man hat — scharf unterscheidend — zu betonen, daß man die Figuren in realem und in idealem Sinn erfassen kann. In ihrer weltlichen Bedeutung bilden die Figuren, z. B. die junge Mutter mit ihrem Kinde, allerdings höchstens Symbole des Überirdischen, in ihrer wahrhaft idealen Bedeutung aber (Madonna und Christuskind) sind sie das Himmlische in seiner Realität und als solches ebenso wirklich, wie diese konkrete junge Mutter und das Kind, die ich gerade vor mir auf dem Bilde sehe.

schaft berührten.[1]) Ihre Bedeutung vermag für die Gegenwart kaum unterschätzt zu werden. Indem wir sie nicht bloß als gelegentliche Bemerkungen auffassen, sondern sie einheitlich als Symptome einer neu sich anbahnenden Richtung begrüßen, gleichzeitig aber vor einer allzugroßen Überspannung und Übertreibung warnen,[2]) unternehmen wir den Versuch, auf ihre Grundtendenzen einzugehen. Wir beabsichtigen, an eine vielbesprochene Frage unsere Betrachtungen anzuknüpfen; nämlich an das Problem von der Realität der juristischen Persönlichkeit. Die Lösung des Rätsels bezwecken wir nicht, vielmehr handelt es sich für den Augenblick nur um die Skizzierung einiger allgemeiner Gedanken. Denn die wesentliche Tendenz dieses

---

[1]) Vgl. Windscheid-Kipp, Lehrbuch des Pandektenrechts, 9. Aufl. 1906, I, S. 76 ff., S. 97 ff., insbes. S. 105, Anm. 8 und S. 107, Anm. 1 a, ferner S. 119 ff., insbes. Anm. 6, sowie Hellwig, Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechtes, II 1907, S. 163 ff.; bei beiden eine umfangreiche Literatur. Ebenso in den Literaturberichten der Zeitschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. 25 ff. Ganz typisch sind auch die verschiedenen Aufsätze von Stampe, Oertmann, Heck, Laband, v. Bülow u. a. m. in den letzten Jahrgängen der Deutschen Juristenzeitung (Jahrgang X ff.), sowie neuerdings Kantorowicz in Monatsschrift für Kriminalpsychologie 1907, S. 65 ff., charakteristisch S. 102.

[2]) Wir müssen uns hier gleichfalls ganz entschieden gegen den reinen Subjektivismus wenden. Wenn wir die Wissenschaft auf unseren Willen stellen, ist, wie im Laufe dieser Arbeit gezeigt wurde, nicht Gesetzlosigkeit die Folge. Andererseits erkennt man, wie wenig es sich hier um eine singuläre Bewegung handelt und wie sie im Zusammenhang des Ganzen verstanden und gewürdigt werden muß. Die vergleichende Methodenlehre ist gerade hier am Platze. — Auch Kohler, der seit jeher für eine mit den Lebensverhältnissen harmonierende Jurisprudenz eintrat, vermeidet mit Recht destruktive, in absolutem Nichts endende Lehren. Über seinen Mittelweg zwischen „Scheinbilligkeit" und „scholastischen Abwegen" vgl. Vorrede zum Lehrbuch des bürgerlichen Rechts, I 1906, S. VIII ff. Im übrigen müssen wir uns eine Auseinandersetzung mit der Literatur im Rahmen dieser Arbeit als zu weitgehend versagen.

Kapitels gipfelt darin, auch in den Geisteswissenschaften die Fruchtbarkeit der Methodenpolitik für das Vordringen des Gelehrten ins rechte Licht zu setzen. Dabei beruht der Hauptwert methodenpolitischer Erwägungen in der Aufrollung von Fragen und dem Vorzeichnen des richtigen Weges, auf dem eine Lösung sich erreichen läßt.

Ein höchst kompliziertes System von Vorstellungen bestimmt unser Tun und Denken, ein System, welches auf den mannigfaltigsten Anschauungsformen und Erfahrungssätzen aufgebaut ist. Jeder Mensch besitzt, wenn auch unbewußt, einen solchen Apparat, dessen er sich in jedem Augenblick zu bedienen gezwungen sieht. Schon der kindliche Geist ist auf ganz bestimmte Betrachtungsweisen eingestellt und übernimmt schon mit der Erlernung der Sprache eine Weltanschauung, die im Laufe der Jahrhunderte Gemeingut der Menschheit geworden ist. Wir können die einem jeden zukommende Weltanschauung vielleicht eine Philosophie des täglichen Lebens nennen. Ihr ist auch der gelehrte Forscher untertan, selbst wenn er außerdem einer besonderen philosophischen Richtung angehören sollte. Die Wissenschaft bildet freilich in ihrem Verlaufe die Philosophie des täglichen Lebens immer weiter aus, gleichzeitig aber erblickte bisher die wissenschaftliche Darstellung ihre Hauptaufgabe in einer Reduktion auf die allgemeine Durchschnittsauffassung.

Die Rechtswissenschaft [1]) übernimmt es, die Erscheinungen des Rechtes als Einheit zu erfassen und dabei eine gewisse Harmonie mit der Philosophie des täglichen Lebens herzustellen. Wir empfinden erst dann die Ruhe der Rich-

[1]) Das Folgende erscheint in ziemlich unveränderter Gestalt auch in der Zeitschrift für Völkerrecht und Bundesstaatsrecht, vgl. unsere Vorrede oben.

tigkeit, wenn dieses Ziel bis zu einem gewissen Grade erreicht ist; von absoluter Richtigkeit gefundener Resultate kann, wie wir fanden, nicht die Rede sein. Unser wissenschaftliches Denken geht von bestimmten hypothetischen Voraussetzungen und Gesichtspunkten aus und gestaltet alsdann in kombinatorischem Vorgehen nach selbstbefohlenen Gesetzen Resultate. Wissenschaft und Kunst stehen in dieser Beziehung in enger Verwandtschaft. Die Fragen nach Wahrheit und Schönheit sind metaphysischen Ursprungs: sie berühren den echten Forscher und Künstler nicht, dennoch bleiben Aufrichtigkeit, Konsequenz und Gesetzmäßigkeit die Devisen der Wissenschaft.

Diese hier kurz rekapitulierten Anschauungen, denen die moderne Forschung auf allen Gebieten zusteuert, sind nun auch für die Rechtswissenschaft in ihren allgemeinen und Detailfragen von hoher Wichtigkeit.

Die zukünftige Forschung wird den Standpunkt der Rechtswissenschaft näher analysieren müssen, um die Voraussetzungen, von denen die Rechtswissenschaft ausgehen soll, statuieren zu können. Man wird die Rechtswissenschaft auf ihr eigenes Ich stellen und es nicht dulden, daß einfach Ideenkreise anderer Wissenschaften willkürlich herübergenommen werden. Um die ganze Tragweite unserer Theorie zu ermessen, stellen wir einmal nur folgende Fragen auf: Kann ich von einem allgemeinen Staatsbegriff reden, muß nicht der Staatsbegriff vom Standpunkt der preußischen Verfassung theoretisch anders ausfallen, als derjenige der amerikanischen Verfassung? Sucht die allgemeine Staatslehre von einem absoluten metaphysischen Standpunkt aus den Staat zu begreifen, oder hat sie sich ihren allgemeinen Standpunkt aus der Summe der geltenden Staatsverfassungen einerseits und der Durchschnittsauf-

fassung der heute lebenden Menschen andererseits konstruiert? Muß der Begriff „Ursache" den Forderungen der Logik genügen, oder haben wir nicht unter Ursache dasjenige zu verstehen, was der Durchschnittsmensch vielleicht unlogischerweise im Sinne hat? Wie unterscheiden sich etwa die Untersuchungen, ob die offene Handelsgesellschaft eine juristische Person darstellt und die Untersuchung, ob das Kommissionsgeschäft ein mandatähnlicher Werkvertrag ist? Etwa dadurch, daß wir das eine Mal einen Begriff des früheren Rechtes wie eine absolute Größe heranziehen, das andere Mal mehr Begriffe des geltenden Rechtes verwenden? Für jetzt sollen nur einmal einige interessante Beobachtungen von unserem oben entwickelten Standpunkt aus an dem Problem der juristischen Person geboten werden, ohne die Frage zum Abschluß bringen zu wollen.

Rein vom Standpunkt der Rechtswissenschaft kann die Frage nach der Realität und dem Wesen der juristischen Person entschieden werden. Vielfach hat man Argumente für und wider die Realexistenz methodisch fehlerhaft der Philosophie des täglichen Lebens oder anderen nicht juristischen Anschauungen entnommen. Arithmetisch ist freilich der Satz richtig, daß aus hundert Willen nicht ein hundertunderster Wille zu entstehen vermag, dennoch aber können uns diese hundert Willen aus einer bestimmten Distanz gesehen als e i n Wille erscheinen. Wenn in einer Versammlung hundert Mitglieder den Entschluß fassen, ein neues Vereinshaus zu bauen, und alle bei der Abstimmung den gleichen Willen bekunden, so wird schon im täglichen Leben nur von dem Dasein eines einzigen Willens die Rede sein. Von einem anderen Gesichtspunkt aus mögen nun allerdings hundert verschiedene Willensäußerungen vorliegen, die sich zufällig in ein und der-

selben Richtung bewegen, ja für eine feinere psychologische Besichtigung ergibt sich, daß die Willensäußerungen der einzelnen Mitglieder eine voneinander abweichende Beschaffenheit aufzeigen und nur annähernd dieselbe Tendenz einschlugen. Aber wir beachten oder, wie man sagen sollte, produzieren diese Verschiedenheit eben nur von dem feineren psychologischen Standpunkt. Wir müssen uns jedoch hüten, diesen als den richtigeren und exakteren hinzustellen, wir würden ihn unseres Erachtens mit Unrecht den wissenschaftlich genaueren nennen, als ob Wissenschaft und Atomismus durchaus zusammenfielen. Wir würden bei einer solchen Wertung der verschiedenen Standpunkte der Einzelwissenschaften sofort einen außerhalb der Einzelforschung liegenden, in diesem Sinne daher metaphysischen Gesichtspunkt einnehmen. Rein logisch darf nichts dagegen eingewendet werden, wenn wir hier eine Summe von Willensbekundungen, dort einen einzigen Willen statuieren, ebenso wird fast durchweg ein Fehler in der Gegenüberstellung juristischer und natürlicher Betrachtungsweise begangen. Die juristische Person, so sagt man, ist Abstraktion, nicht Realität, wie etwa ein Haus oder ein Schreibtisch.[1]) Dies ist dann unrichtig, wenn man der sogenannten Wirklichkeit eine größere, absolutere Realität beilegen will, als der Existenz der juristischen Person, insofern man dabei die hypothetische Natur auch unserer täglichen Erfahrung übersieht. Die juristische Welt besteht ebenso wahr und sicher; die dem Bürgerlichen Gesetzbuch vorschwebende Wirklichkeit ist ebenso gut existent; sie ist höchstens eine Wirklichkeit anderer Art. Die Frage

---

[1]) Vgl. Jellinek, Allgemeine Staatslehre 1905, insbesondere S. 175 und 155 f.; Gierke, Deutsches Privatrecht, I 1895, S. 470 f.; oben bei uns S. 124 f.

kann nur sein, ob die juristische Person im Rechtsleben existiert und ob sie hier als ebenso real hingestellt wird, wie der Mensch. Sollte man hier zu einem positiven Resultat gelangen, so wird damit entschieden, daß die juristische Person ebenso gut vorhanden ist, wie die Dinge im gewöhnlichen Leben oder die Elemente der Chemie. In der Rechtswelt ist möglicherweise etwas als Wirklichkeit aufzufassen, was in der natürlichen Welt der Dinge als Abstraktion sich darstellt. Theoretisch ist auch die Behauptung unhaltbar, das Recht behandle die juristische Person als wirklich, sie sei es aber nicht.

Die Realität der juristischen Person ist bekanntlich vor allem von Gierke proklamiert worden. Freilich bekennt er sich nicht ausdrücklich zu einer scharfen Trennung der verschiedenen Weltanschauungen, indessen ist gerade er auf diesem Wege erfolgreich vorgedrungen. Nun mag er damit recht behalten, daß vom Standpunkt unserer natürlichen Lebensauffassung der Staat, der Verein und die Aktiengesellschaft wirklich existieren. Dennoch darf man diese Realität nicht unbedingt mit den Realitäten anderer Gebiete identifizieren. So wird man doch zum Beispiel die Realität des Staates für die reinen Naturwissenschaften unbedingt ableugnen müssen. Berücksichtigt man aber diese Überlegung, so ergibt sich hier wiederum das Bedenkliche mancher gegen die Gierkeschen Theorien gerichteter Angriffe. Eine rein erkenntnistheoretische Widerlegung der juristischen Person kann also nicht zum Ziele führen, denn in methodischer Hinsicht hat auch der Erkenntnistheoretiker eine Reihe hypothetischer Voraussetzungen zu machen. Methodisch ist die Behauptung einer von unserer Empfindung unabhängigen objektiven Welt der Farben und Töne in keiner Weise metaphysischer

als ihre Verneinung, wie Jellinek behauptet. Eine konsequent kritische Erkenntnistheorie muß zu der Einsicht in die Relativität unserer Innenwelt und in die Willkürlichkeit aller Grundlagen führen. Mit Recht beruft sich Gierke in seiner Rektoratsrede [1]) auf das Hypothetische aller Wissenschaft. Ein Empirisches absolut genommen gibt es nicht, wenn man hieran auch trotz aller Abneigung gegen die Metaphysik bis heute allgemein festgehalten hat. Empirisches existiert nur für eine bestimmte Wissenschaft. Jellineks Aufgabe bestände also gerade darin, klarzulegen, inwiefern der erkenntnistheoretische Standpunkt in juristischen Arbeiten zur Anwendung gelangen darf.[2]) Hiernach hat sich die Jurisprudenz auf die Untersuchung zu beschränken, ob der Staat für ihre Auffassung mit Realität auszustatten sei oder nicht. Somit gestaltet sich diese Frage zu einer solchen der positiven Rechtswissenschaft. Diese Ausführungen verhelfen uns endlich zur Einsicht in die prinzipielle Verschiedenheit des Staatsbegriffes im Rechtssinn und im Sinne anderer Wissenschaften oder Anschauungen. Daher ist die Vorstellung zu verwerfen, als existiere ein einheitliches Objekt, Staat, und als hätten die einzelnen mit ihm sich beschäftigenden Disziplinen nur seine verschiedenen Seiten zu erforschen, wie dies noch der uns am nächsten in dieser Beziehung stehende Jellinek annimmt. Methodisch haben die einzelnen wissenschaftlichen Zweige ihre eigenen Staatsbegriffe. Praktisch mag auch die Jurisprudenz die Resultate anderer Disziplinen verwenden, indessen müssen sie sich aus der juristischen Betrachtungsweise derartig herleiten lassen,

[1]) S. 20.

[2]) Vgl. Jellinek selbst, Allgemeine Staatslehre 1905, S. 174, auch Anmerkung.

daß sie auch der Gelehrte der Rechtswissenschaft bei genügendem Wissen von seinem Standpunkt aus hätte gewinnen können. Die juristische Person existiert vom Standpunkt der täglichen Lebensanschauung, sie existiert vom Standpunkt der Rechtswissenschaft; dieses sind die einzig möglichen Aussagen, beide, als Fragen aufgefaßt, müssen scharf geschieden werden. Aber wer die eine Frage sicher lösen will, wird gut tun, sich die andere vorzulegen. Der charakteristische methodische Fehler der Fiktionstheorie liegt, gerade wenn man sie für logisch gerechtfertigt erklärt, in dieser rein logischen Rechtfertigung, in der Sorglosigkeit um die geltende Rechtsanschauung, darin daß man die Normen des Gesetzes als individuelle, vielleicht auch in sich lückenlos geschlossene Gedanken, aber nicht als Ausfluß einer einheitlichen Rechtsanschauung begreift, die es vor allen Dingen zu entwickeln gilt und die allen juristischen Konstruktionen gegenüber mindestens als eine Art Korrektiv angesehen werden sollte. Die allgemeine Rechtsanschauung läßt sich vorzugsweise nur aus der allgemeinen Volksanschauung gewinnen, und hier liegt unseres Erachtens ein sehr wichtiger Berührungspunkt zwischen der Welt des Juristen und der Welt des Laien. Seit jeher werden schon Gewohnheitsrecht und Geschäftsgebrauch in den Bereich der juristischen Forschung gezogen; was hier gewonnen wird, muß mit den Vorschriften des geschriebenen Gesetzes in ein harmonisches System gebracht werden. Die allgemeine Rechtsanschauung im Volke ist nun aber in gleicher Weise heranzuziehen; die Berechtigung hierzu entnehmen wir dem Gesetz selbst, denn es will regelmäßig kraft des ihm immanenten Willens, wenn wir uns so bildlich ausdrücken dürfen, vom Standpunkt des Volkes in seiner, des Volkes Sprache aufgefaßt

sein. Nur wo es ausdrücklich und zwar allerdings nicht in unerheblichen Teilen in bewußten Gegensatz zur Volksanschauung tritt, darf man von ihr abweichen. Freilich ist die allgemeine Rechtsanschauung nicht in gleicher Weise eine Rechtsquelle, wie etwa das Gewohnheitsrecht! Hier bedarf es vielmehr feiner Unterscheidung. Gewohnheitsrecht steht dem Gesetzesrecht völlig ebenbürtig zur Seite. Die aus der Volksanschauung deduzierten Sätze sind jedoch zweiten Grades, sind nur ein Hintergrund, auf dem das Jus scriptum geschrieben sein will, ein Hintergrund, der allem nur eine bestimmte Farbe oder Stimmung verleiht, der mit zu benutzen ist zur Formung desjenigen Gesichtspunktes, von dem aus der Jurist seine Rechtslehren auszusprechen hat. Die Volksanschauung muß nun aber auch zukünftig Gegenstand unseres Studiums bilden, sie muß systematisch erfaßt und gewürdigt werden. Schon jetzt kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß nicht eine unendliche Fülle von Ansichten über diesen oder jenen Punkt verbreitet sind, im Gegenteil wird man fraglos eine viel geringere Variabilität der Meinungen beobachten, als man auf den ersten Blick zu glauben geneigt war. Es müssen Gedanken, die sich zu einer wirklichen Anschauung verdichtet haben, gesammelt werden; man muß zwischen Individualmeinungen und Gesellschaftsansichten unterscheiden lernen. Man wird teils im Wege der Einzelbefragung, teils auch im Wege der Einforderung von Gutachten hier vorwärts kommen, es wird sich ein Feld bieten, die Errungenschaften der Gesellschaftswissenschaften in weiterem Umfang praktisch zu verwenden. Die Volksanschauung muß nun auch bei dem Problem der Realität der juristischen Person genügende Berücksichtigung finden, denn es handelt sich

darum, zu untersuchen, ob der positiven Rechtsordnung die Vorstellung der Realität vorschwebt oder nicht. Es mag in dieser Hinsicht hier noch auf zwei Punkte besonders hingewiesen werden.

Wir wollen zunächst einmal, gleichgültig, ob dies richtig ist oder nicht, annehmen, daß auch von der Volksanschauung heute der Fiskus, die Gemeinde und die Aktiengesellschaft als reale Größen behandelt werden, daß sie tätig im Leben auftreten, Grundstücke kaufen, Häuser bauen, Steuern entrichten oder ein Elektrizitätswerk betreiben. Der Großkaufmann tritt ebensogut wie die Aktiengesellschaft durch sein Personal, sein Bureau mit Dritten in Verbindung, gerade im Verkehr nach außen sind die Unterschiede gering. Es muß aber an dieser Stelle eine wesentliche Differenz zwischen juristischer und physischer Person hervorgehoben werden. Die innere Beschaffenheit der physischen Person interessiert den Juristen nicht, wohl aber die Struktur der juristischen Person, da diese ja auch in ihrem Inneren von der Rechtsordnung gestaltet ist. Wenn nun der Jurist sich der Aufgabe unterzieht, die inneren Bestandteile der juristischen Person zu zergliedern, so wird er geneigt sein, bei der ihm lediglich für diesen Punkt obliegenden Atomisierung die Individuen allzusehr in seine bewußte Anschauung aufzunehmen und bei dieser der gemeinen Anschauung fernliegenden Zersetzung auf die weitere Frage verfallen, wie die Entscheidung der Mehrheit den Willen der juristischen Person abzugeben vermöge. Von hier ist es alsdann nur noch ein Schritt bis zu der das Problem der inneren Struktur verlassenden Behauptung: Der Wille der juristischen Person ist der Wille gewisser einzelner Personen, wie er nach den besonderen Vereinsstatuten gebildet wird, eine Behauptung,

die unberechtigterweise den nur für ein ganz bestimmtes Problem aufgestellten beschränkten Gesichtspunkt für ein allgemeines Problem benutzt. Daher ist dies ein zwei Gesichtspunkte verwirrender, voreiliger Schluß, wenn unsere obige Voraussetzung über die Realität der juristischen Personen in der Volksanschauung als richtig unterstellt wird. Denn die zu lösende Frage besteht ja gerade darin, ob es gerechtfertigt ist, das Ganze auf diese Weise in einzelne Teile zu zerlegen, die Eigenart des Gebildes in eine bloße Summe zu zersplittern, insbesondere, wenn man berücksichtigt, daß das Ganze als ebenso ursprünglich empfunden wird, wie das Individuum. Freilich besteht oder bestand wenigstens bisher ein gut Teil wissenschaftlicher Arbeit in der Zerlegung. Aber schon heute hat sich der Atomismus als eine bloße Hypothese herausgestellt. An sich und rein logisch kann also gar nicht über den Streitpunkt entschieden werden, ob das Kollektivding oder das Einzelding mehr Anspruch darauf zu erheben vermag, zum wissenschaftlichen Element gestempelt zu werden. Ob das psychische Leben rein im Einzelmenschen sich abspielt, ist gerade die Kernfrage. Man dringt nicht bis an die Wurzel des Problems, wenn man nicht schon in der Individualpsyche als solcher eine höchst voraussetzungsvolle Annahme erkennt.[1]) Versetzt man sich einmal in eine Anschauung, welche die Gesamtheit als einzige und ursprüngliche Größe auffaßt — man denke etwa an die altgermanische Zeit —, so verschwindet mit dem Individuum das P r o b l e m des Verbandswillens als solches. Wenn daher L a m p r e c h t[2]) von Zwang und Gebundenheit

[1]) Vgl. Hold v. Ferneck, Die Rechtswidrigkeit 1903, S. 246. Jellinek a. a. O., S. 167.

[2]) Deutsche Geschichte 1902, I, S. 164 ff., insbesondere S. 169.

des Einzelnen in altgermanischer Zeit redet, so setzt dies mindestens einen sehr geringen Gegensatz zwischen Einzelperson und Verbandsperson voraus. Das Gleiche gilt aber in erhöhtem Maße, sobald man den Schöpfungsprozeß eines einheitlichen Willens aus der Verschmelzung mehrerer konstruiert und zu ergründen sich bemüht. Wer also in dem Verbandswillen ein Problem findet, setzt meist schon den Einzelwillen als das Primäre im Augenblick der Aufwerfung der Frage voraus und greift hierdurch der Untersuchung erheblich vor. Und doch hängt es rein logisch vom gewählten Gesichtspunkt ab, ob man ein und dasselbe Gebilde individuell oder kollektiv auffaßt. Die Wahl dieses Gesichtspunktes ist aber, absolut gesprochen, willkürlich und läßt sich nur von einem bestimmten Standpunkt der positiven Einzelwissenschaft begründen. Soweit also die Verwunderung über die Realität der juristischen Person aus rein logischen Bedenken entspringt, ist sie ein bloßes Vorurteil. Eine vorurteilslose Betrachtung hat demzufolge von der Möglichkeit beider Anschauungen auszugehen, sie muß ihre Hauptarbeit darauf konzentrieren, die Auffassungsweise der Rechtsordnung zu erforschen, aber nicht so, wie dies vielfach schon bisher geschieht, mit der bloßen Behauptung, allein das positive Recht behandeln zu wollen, sondern so, daß man wirklich alle die metaphysischen Hintergedanken, wie nur möglich, zu beseitigen bemüht ist.

Ein zweiter Punkt ist die eigentümliche Wechselwirkung zwischen der Auffassung des täglichen Lebens und der juristischen Denkweise. Sie wird erst dann recht verständlich, wenn man die beiden Welten, die des Juristen und die des Laien, voneinander zu trennen unternimmt. Sobald wir für das Rechtsleben ein bestimmtes Gebilde

konstatieren, dem wir, ähnlich wie der natürlichen Person, ein eigenes Dasein zubilligen, so beruht dies auf einer ganz bestimmten Form der Anschauung. Als diese schon im Mittelalter nachweisbare Auffassung nach langem Schlaf zu neuem Leben erweckt wurde, vermochte sie sich nur schwer wieder Eingang zu verschaffen. Auch heute ist sie noch nicht überall siegreich vorgedrungen. Viele betrachten es nun als die Aufgabe der Rechtswissenschaft, dem wirklichen Rechtsleben durch bloße Verwendung bekannter, bereits im täglichen Leben benutzter Betrachtungsformen gerecht zu werden und nicht Denkweisen zu schaffen, welche sich von einer naiven Auffassung entfernen. Man will nicht nur ein volkstümliches Recht, sondern auch volkstümliche Rechtswissenschaft. Allerdings wird die Jurisprudenz von den Denkarten des täglichen Lebens in erheblichster Weise beeinflußt, aber man darf nicht übersehen, daß ebensogut einmal eine Umkehrung stattzufinden vermag. Es können auch Münzen, die durch rechtswissenschaftliche Tätigkeit des Theoretikers oder Praktikers geprägt sind, auf dem Markte der täglichen Lebensanschauung Eingang finden. So scheint es uns sehr wohl begreiflich, daß die Denkform der juristischen Person als eine wirkliche Existenz nicht nur in der Rechtswissenschaft als solche immer mehr Boden gewinnt, sondern daß diese Anschauung im Laufe der Jahre auch in der Philosophie unseres praktischen Denkens Wurzeln schlägt. Wenn die Denkform nicht mehr mühsam vollzogen zu werden braucht, wenn wir uns in sie hineingewöhnt und hineingelebt haben, wird sie als Denkform nicht mehr empfunden, wird sie als tatsächlich in die Außenwelt projiziert.

Das Problem der Realität, wie wir es hier entwickelten, führte auf eine Reihe von Aufgaben, wie sie von den ver-

schiedensten Gebieten dem Forscher auftauchen müssen, und beleuchtete in überraschender Weise die Frage nach der Realität der uns heute beschäftigenden Gebilde in den Natur- und Geisteswissenschaften.[1] Das Problem der Realität sollte im übrigen nur eine Veranschaulichung für den Weg bilden, der für die Jurisprudenz unseres Erachtens auch in Zukunft sich bewähren wird. Die allgemeinen Fragen der Rechtswissenschaft, der Ursachenbegriff, der Staatsbegriff, Einheit und Mehrheit der Handlung und dergleichen, dürfen nicht von dem mehr oder weniger zufälligen philosophischen Standpunkt des betreffenden Verfassers aus behandelt werden, im Gegenteil ist auch ihre Lösung lediglich von einer der Rechtsordnung immanenten Weltanschauung aus zu gewinnen. Weiter treten wir für eine schärfere Sonderung der Gesichtspunkte ein, auf denen das wissenschaftliche Denken im Einzelfalle beruht. Damit Hand in Hand geht die Forderung einer strafferen Scheidung zwischen Voraussetzungen und Durchführung, sowie das Ansinnen, daß man die Bedenken gegen die Voraussetzungen als solche und den Nachweis der Inkonsequenz in der Durchführung gesondert vortrage. Die Rechtswissenschaft soll kritischer werden und zugleich auf das Ineinandergreifen der einzelnen Gedanken-

---

[1]) Beispielsweise sei hingewiesen auf den Streit um die Atomistik (vgl. oben) und auf den Streit um die Volksseele (Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft 1905). Vgl. auch Dilthey, Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung unseres Glaubens an die Außenwelt und seinem Recht, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften Berlin 1890, S. 977 ff., insbesondere S. 1012 ff. Bedeutsam sind auch exakte Untersuchungen gewisser seelischer Erkrankungen, vgl. die Arbeit von Oesterreich über Entfremdung der Wahrnehmungswelt und Depersonnalisation im Journal für Psychologie und Neurologie, Bd. VII 1906, S. 255 ff. und folgende Bände, insbesondere § 5.

ketten ihr Augenmerk richten. Sie muß sich über den jeweiligen Ausgangspunkt umfänglich aussprechen, methodisch ihr Material formen und des eingeschlagenen Weges sich bewußt werden. Es ist beispielsweise auch von erzieherischem Werte, wenn man die Erörterung allgemeiner und konkreter Fragen sicherer begrenzen lernt. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß sich die Behandlung von Prinzipien im Wege eines einzelnen Themas vielfach empfiehlt, jedoch darf nicht die Diskussion einer Generalfrage in verwirrender Weise hinter dem Spezialthema versteckt werden. Es ist Kraftverschwendung, hier den allgemeinen Streit wieder in seinem ganzen Umfang zu beginnen, wo der konkrete Fall in seiner Individualität zu begreifen ist. Das Gewicht eines Problems wird verkannt und der Oberflächlichkeit Vorschub geleistet, wenn umgekehrt die Behandlung der Grundfrage unter den Gesichtspunkt eines Einzelfalles gepreßt wird. Soll jedoch die Einzelfrage dazu dienen, das allgemeine Problem in eine charakteristische Beobachtung zu rücken, so muß auch die Untersuchung dieses Ziel sofort hervorheben und ihm im weiteren Verlauf treu bleiben. Die Wissenschaft soll bewußt vorgehen, gerade dem verdankt sie ihre Gestaltungskraft, ihre Resultate.

§ 18.

Die psychologische Schilderung unserer Theorie bei Nietzsche.

Als eine eigenartige Weltanschauung ist der hypothetische Perspektivismus von Nietzsche bereits erkannt worden. Er schildert den psychologischen Prozeß, durch

welchen sich zunächst er selbst persönlich zu dieser Anschauung durchringen mußte. Aber seine tiefdringende Vorrede, welche er 1886 zu seinem bereits 1876/1877 ausgearbeiteten Werke „Menschliches, Allzumenschliches" geschrieben hat,[1]) gewinnt eine symptomatische und damit allgemeine wissenschaftliche Bedeutung. Riehl[2]) behauptet, die Wahrheit sei vorauszusetzen, um von der Falschheit oder vom Irrtum reden zu können. Und doch sagt Nietzsche, daß die Irrtümlichkeit der Welt das Sicherste und Festeste sei, dessen unser Auge noch habhaft werden könne. Wer hat recht? Nietzsche hat sicherlich bereits mit dem Begriff der Wahrheit längst gebrochen. Hielt er aber darum alles für Irrtum? Allerdings muß die Tatsache, daß man sich in seinem Leben auch nur einmal einem Irrtum hingegeben hat, jeden wahrhaft wissenschaftlich denkenden Kopf aufs tiefste ergreifen. Und wie, wenn das ganze Leben, ja die ganze Geschichte der Wissenschaft nur aus Berichtigung und Beseitigung von Irrtümern besteht, wer wollte unter diesen Umständen noch an der Irrtümlichkeit der Welt zweifeln? Nur freilich vom Standpunkt der herrschenden, an der Wahrheitsexistenz festhaltenden Meinung ergibt sich diese Konsequenz, darin hat Nietzsche sicher recht. Aber weiter schürzt sich aus dieser Einsicht geradezu ein gordischer Knoten, sobald man bedenkt, daß ja

---

[1]) Dies geschah also in einer Zeit, als bereits der Umschwung eingetreten und die Geisteskrankheit sich geltend machte. Irgend welcher Schlüsse enthalten wir uns bei der Umstrittenheit dieses Problems, vgl. Moebius, Nietzsche 1904, S. 88 ff. Die Vorrede Nietzsches ist unseres Wissens bisher fast gar nicht beachtet worden.

[2]) Vgl. Riehl, Fr. Nietzsche, Der Künstler und der Denker, 4. Aufl., S. 130.

logischerweise auch dem Wahrheitsbegriff die Irrtümlichkeit anhaftet.[1]) Wie aus einigen Stellen in Nietzsches „Wille zur Macht" hervorzugehen scheint, hat auch Nietzsche selbst derartige skeptizistische Anwandlungen durchgemacht, aber freilich damals schon jenen Standpunkt überwunden, der infolge seiner Einsicht in die Unmöglichkeit sicherer Erkenntnis die Verzweiflung proklamiert. Er macht dem philosophischen Nihilisten[2]) den Vorwurf, daß er sich über die Sinnlosigkeit des Geschehens zu ereifern vermag. „Der Nihilismus stellt einen pathologischen Zwischenzustand dar (— pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf gar keinen Sinn —) . . . Der philosophische Nihilist[3]) ist der Überzeugung, daß alles Geschehen sinnlos und umsonstig ist; und es sollte kein sinnloses und umsonstiges Sein geben . . . Aber woher nimmt man diesen ‚Sinn', dieses Maß? . . . Es[4]) läuft auf die absurde Wertung hinaus: der Charakter des Daseins müßte dem Philosophen Vergnügen machen, wenn anders es zu Recht bestehen soll." Diese Sätze finden Ergänzung in dem, was er einige Zeit später[5]) über die „Katastrophe" auseinandersetzt: „Ob nicht die Lüge etwas Göttliches ist? ob nicht der Wert aller Dinge darin beruht, daß sie falsch sind? . . . ob man nicht an Gott glauben sollte, nicht weil er nicht wahr ist, sondern weil er falsch? Ob nicht die Verzweiflung bloß die Folge eines Glaubens an die Gottheit der Wahrheit ist? Ob nicht gerade das Lügen und Falschmachen

[1]) Vgl. Riehls oben angeführte Bemerkung.

[2]) Wille zur Macht, Kleinoktav, 2. Abt., XV 1901, S. 12.

[3]) Wille zur Macht a. a. O., S. 32.

[4]) S. 33.

[5]) S. 34.

(Umfälschen), das Sinn-Einlegen ein Wert, ein Sinn, ein Zweck ist?..." — Und ferner: „Was ist ein Glaube?[1]) Jeder Glaube ist ein Fürwahrhalten. — Die extremste Form des Nihilismus wäre die Einsicht: daß jeder Glaube, jedes Fürwahrhalten notwendig falsch ist: weil es eine wahre Welt gar nicht gibt. Also: ein perspektivischer Schein, dessen Herkunft in uns liegt (insofern wir eine engere, verkürzte, vereinfachte Welt fortwährend nötig haben). — Daß es das Maß der Kraft ist, wie sehr wir uns die Scheinbarkeit, die Notwendigkeit der Lüge eingestehen können, ohne zugrunde zu gehen. — Insofern könnte Nihilismus als Leugnung einer wahrhaften Welt, eines Seins, eine göttliche Denkweise sein."

An einer weiteren Stelle[2]) erklärt Nietzsche: „Der Glaube, daß die Welt, die sein sollte, ist, wirklich existiert, ist ein Glaube der Unproduktiven, die nicht eine Welt schaffen wollen, wie sie sein soll. Sie setzen sie als vorhanden, sie suchen nach Mitteln und Wegen, um zu ihr zu gelangen. ‚Wille zur Wahrheit' — als Ohnmacht des Willens zum Schaffen... ‚Wille zur Wahrheit' auf dieser Stufe ist wesentlich Kunst der Interpretation, wozu immer noch Kraft der Interpretation gehört. — Dieselbe Spezies Mensch..., nicht mehr im Besitz der Kraft zu interpretieren, macht den Nihilisten... Es[3]) ist ein Gradmesser von Willenskraft, wie weit man des Sinnes in den Dingen entbehren kann, wie weit man in einer sinnlosen Welt zu leben aushält: weil man

[1]) S. 36.
[2]) S. 294.
[3]) S. 295.

ein kleines Stück von ihr selbst organisiert." — Der Standpunkt, wie ihn hier Nietzsche geschildert hat, bildete auch für ihn gewiß nur eine Übergangsstufe, ist nicht ein letztes Ziel, das ihn zur Ruhe eingeladen hätte. Wir glauben, man hat Nietzsche mißverstanden, weil er gezwungen war, seine Gedanken auf unsere Sprache zu reduzieren. Er stand schon längst jenseits von gut und böse, er hat in seinem Inneren ebensowenig an die Wahrheit wie an den Irrtum geglaubt und höchstens zur Bezeichnung des Gegensatzes Worte wie Falschheit und Irrtum angewandt. Es mußte ihm in der Tat ein hoher Genuß sein, einmal zu wägen und zu prüfen, ob man nicht insbesondere unsere ethischen Auffassungen in ihr Gegenteil verkehren könnte, ob man nicht von einem anderen Standpunkte aus zu ganz entgegengesetzten Resultaten zu gelangen vermöchte.[1]) So bekennt auch er sich in seinen allerdings mehr ethischen Gedankengängen zum „hypothetischen Perspektivismus". Auch bei seinen Entwickelungen tritt der Glaube an drei Faktoren hervor: den Willen als Grundlage, die Hypothese und die Perspektive. Er ist geradezu der Prediger „der Verschiedenheit des Blickes", der Perspektiven. Er hat einen tiefen Blick in das Hypothesenhafte unseres Wissens getan, ja einen so tiefen Blick, daß wir nicht glauben können, er habe seine eignen Gedanken für

---

[1]) Bezeichnend sagt Nietzsche in seiner Vorrede zu Willen zur Macht: „Der hier das Wort nimmt, hat umgekehrt nichts bisher getan, als sich zu besinnen: als ein Philosoph und Einsiedler aus Instinkt, der seinen Vorteil im Abseits, im Außerhalb, in der Geduld, in der Verzögerung, in der Zurückgebliebenheit fand, als ein Wager- und Versuchergeist, der sich schon in jedes Labyrinth der Zukunft einmal verirrt hat" usw.

Wahrheit gehalten.[1]) Nietzsche hat gerade in dieser Beziehung eine so unbescholtene und unerschrockene Erkenntnis geübt, daß er nicht einen derartigen unheilvollen Zirkelschluß gezogen haben kann, wie er ihm von Riehl zum Vorwurf gemacht worden ist.[2]) Und wenn er wirklich in seinen Gedanken auf Wahrheit gestoßen wäre, hätte ihn da die Einsamkeit so umringt, ein so eisiger Sturm umweht? Hätte er da bei anderen untertauchen müssen, bei Lüge und Täuschung Unterschlupf suchen müssen, der Falschheit bedurft, damit er sich den „Luxus“ seiner Wahrhaftigkeit gestatten konnte? Wer der Wahrheit nahe ist, findet Ruhe und Frieden und stürmt nicht so unausgesetzt vorwärts. Gewiß läßt sich die Logik nicht schlechthin verneinen, aber wir glauben gezeigt zu haben, wie gefahrbringend der unbedingte Glaube an die Logik wirken muß, in welcher Freiheit sich die Wissenschaft bewegen kann, wenn sie sich methodisch auf unseren Standpunkt begibt und den Streit um Wahrheit und Irrtum ausscheidet. Sie wird lebensvoller, lebenskräftiger, frei bewußt in ihren Zielen. Mehr wollte Nietzsche nicht.

---

[1]) Selbst wo er Resultate findet, z. B. Bd. XV a. a. O., Wille zur Macht, S. 17 (Schlußresultate) und S. 23, haben sie für ihn keine absolute Richtigkeit. Vergißt man dies und schreibt ihm den Glauben an die Richtigkeit seiner eigenen These zu, so ergibt sich nicht nur die Notwendigkeit, den Philosophen der größten Widersprüche innerhalb wenig von einander entfernter Stellen und ganz kurzer Gedankenketten zu zeihen, sondern auch eine psychologisch unhaltbare Interpretation. Darüber siehe Text.

[2]) Vgl. Riehl a. a. O., S. 130. — Ganz unwahrscheinlich wird dieser Zirkelschluß, wenn man unsere oben zitierten Sätze Nietzsches ins Auge faßt. Vgl. auch die von Riehl selbst zitierten unzweideutigen Aussprüche, Riehl a. a. O., S. 70: „Das sind lange noch keine freien Geister, **denn sie glauben noch an die Wahrheit.**“

Nur aus Opposition hat er die herrschenden Werte umgewertet, oder besser nicht bloß aus Opposition, sondern um sich eine gewaltige Herrschaft über sie zu verschaffen, sich nicht von ihnen regieren zu lassen, sondern sie durch seinen Willen zu beherrschen und zu gestalten.

„In [1]) der Tat, ich selbst glaube nicht, daß jemals jemand mit einem gleich tiefen Verdachte in die Welt gesehn hat, und nicht nur als gelegentlicher Anwalt des Teufels, sondern ebenso sehr, theologisch zu reden, als Feind und Vorforderer Gottes; und wer etwas von den Folgen errät, die in jedem tiefen Verdachte liegen, etwas von den Frösten und Ängsten der Vereinsamung, zu denen jede unbedingte Verschiedenheit des

[1]) Vgl. zum folgenden insbesondere: Nietzsche, Vorrede zu Menschliches Allzumenschliches; Riehl a. a. O., S. 60 ff. und S. 70 ff.; Drews, Nietzsches Philosophie 1904.

Riehl sagt S. 91 mit Recht: „So wurde er der kühne Problemsteller, der große Fragende in der Philosophie."

Drews kommt der von uns vertretenen Auffassung Nietzsches auf S. 408 und 409 außerordentlich nahe, nur daß er die dort entwickelten Gedanken nicht zur Grundlage für die gesamte Auffassung Nietzsches verwertet hat.

Drews drückt Nietzsches Meinung sehr bezeichnend mit den Worten aus: „Das Suchen nach Wahrheit ist es nicht, was den Denker auszeichnet. Vielmehr daß er an allem zweifelt, was bisher für Wahrheit gehalten ist und von der Menge dafür gehalten zu werden pflegt." Dies stimmt ganz genau mit dem von uns sogenannten Rückauflösungsprozeß überein. Vgl. S. 408 ff.

Von dem neuen Philosophen sagt Drews S. 414: „Er findet die Wahrheit nicht, sondern er erfindet sie. Darin gleicht er den Künstlern und ist selbst ein Künstler, indem er sich die Welt nach seinem Willen zurechtlegt. Erdichten wir uns doch den größten Teil aller unserer Erlebnisse und sind kaum dazu zu zwingen, nicht als Erfinder irgend einem Vorgange zuzuschauen. Wir sind von Grund aus, von altersher ans Lügen gewöhnt, oder wie Nietzsche es ausdrückt: ‚Man ist viel mehr Künstler, als man weiß' —." Drews S. 412 (vgl. auch S. 410): „Das

Blicks[1]) den mit ihr Behafteten verurteilt, wird auch verstehn, wie oft ich zur Erholung von mir, gleichsam zum zeitweiligen Selbstvergessen, irgendwo unterzutreten suchte... Die junge Seele wird mit einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen... Ein plötzlicher Schrecken und Argwohn gegen das, was sie liebte, ein Blitz von Verachtung gegen das, was ihr ‚Pflicht' hieß, ein aufrührerisches, ... vulkanisch stoßendes Verlangen nach Wanderschaft, Fremde, Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung, Vereisung, ein Haß auf die Liebe, vielleicht ein tempelschänderischer Griff und Blick rückwärts, dorthin, wo sie bis dahin anbetete und liebte, vielleicht eine Glut der Scham über das, was sie eben tat und ein Frohlocken zugleich, daß sie es tat, ein trunkenes inneres frohlockendes Schaudern, in dem sich ein Sieg verrät — ein Sieg? über was? über wen? ein rätselhafter fragenreicher fragwürdiger Sieg, aber der erste Sieg immerhin: — dergleichen Schlimmes und Schmerzliches gehört zur Geschichte der großen Loslösung... Dieser Wille zum freien Willen: und wieviel Krankheit drückt sich an den wilden Versuchen und Seltsamkeiten aus,

---

nämlich ist die Aufgabe der neuen Philosophen, daß sie sich zu Herrschern des gesamten Daseins machen", und dann vor allem S. 413, die aus Nietzsches Wille zur Macht zitierten Worte: „Die eigentlichen Philosophen sind Befehlende und Gesetzgeber... Ihr ‚Erkennen' ist Schaffen, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht." Über Drews eigene Stellung zu Nietzsche vgl. insbesondere S. 424 ff. Außerdem machen wir noch aufmerksam auf R. M. Meyer, Die Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts 1900, S. 721 ff.; Hans Vaihinger, Nietzsche als Philosoph 1905 und Kaftan, Aus der Werkstatt des Übermenschen 1906.

[1]) Diese Hervorhebungen sind auch im Originaltext.

mit denen der Befreite, Losgelöste sich nunmehr seine Herrschaft über die Dinge zu beweisen sucht!... Mit einem bösen Lachen dreht er um, was er verhüllt, durch irgend eine Scham geschont findet: er versucht, wie diese Dinge aussehn, w e n n man sie umkehrt. Es ist Willkür und Lust an der Willkür darin, wenn er vielleicht nun seine Gunst dem zuwendet, was bisher in schlechtem Rufe stand... Im Hintergrunde seines Treibens und Schweifens . . . steht das Fragezeichen einer immer gefährlicheren Neugierde. ‚Kann man nicht a l l e Werte umdrehn? und ist Gut vielleicht Böse? . . . Ist alles vielleicht im letzten Grunde falsch? Und wenn wir Betrogene sind, sind wir nicht eben dadurch auch Betrüger? m ü s s e n wir nicht auch Betrüger sein?‘ . . . Von dieser krankhaften Vereinsamung [1]) . . . ist der Weg noch weit . . . bis zu jener r e i f e n Freiheit des Geistes, welche ebenso sehr Selbstbeherrschung und Zucht des Herzens ist und die Wege zu vielen und entgegengesetzten Denkweisen erlaubt (!) —, bis zu jener inneren Umfänglichkeit und Verwöhnung des Überreichtums, welche die Gefahr ausschließt, daß der Geist sich etwa selbst in die eigenen Wege verlöre und verliebte und in irgend einem Winkel berauscht sitzen bliebe,[2]) bis zu jenem Überschuß an

[1]) Man beachte, daß Nietzsche selbst hier von einer krankhaften Vereinsamung redet! Hiernach kann er nicht jener Anschauung als letztem Resultat gehuldigt haben, wie sie ihm von den meisten zugeschrieben wird.

[2]) Zur Illustration vgl. Simmel, Probleme, S. 46: „Es gibt kein Erkennen überhaupt, sondern immer nur eines, das durch qualitativ determinierte, also unvermeidlich einseitige Einheitsbegriffe geleitet und zusammengehalten wird; einem schlechthin allgemeinen Erkenntniszweck würde die spezifische Kraft mangeln, irgend welche Wirklichkeitselemente zu erfassen.“

plastischen, ausheilenden, nachbildenden und wiederherstellenden Kräften, welcher eben das Zeichen der großen Gesundheit ist, jener Überschuß, der dem freien Geiste das gefährliche Vorrecht gibt, auf den Versuch hin leben und sich dem Abenteuer anbieten zu dürfen: das Meisterschafts-Vorrecht des freien Geistes (!) Dazwischen mögen lange Jahre der Genesung liegen, . . . am Zügel geführt durch einen zähen Willen zur Gesundheit. . . . Es gibt einen mittleren Zustand darin. . . . Ein ‚freier Geist' — dies kühle Wort tut in jenem Zustand wohl. . . . Man lebt nicht mehr in den Fesseln von Liebe und Haß, ohne Ja, ohne Nein, freiwillig nahe, freiwillig ferne, am liebsten entschlüpfend, ausweichend; . . . man ist verwöhnt, wie jeder, der einmal ein ungeheures Vielerlei unter sich gesehn hat. . . In der Tat, den freien Geist gehen nunmehr lauter Dinge an — und wie viele Dinge! —, welche ihn nicht mehr bekümmern. . . Ein Schritt weiter in der Genesung: und der freie Geist nähert sich wieder dem Leben. . . Fast ist ihm zumute, als ob ihm jetzt erst die Augen für das Nahe aufgingen. . . Diese nahen und nächsten Dinge: wie scheinen sie ihm verwandelt! . . . Und ernstlich geredet: es ist eine gründliche Kur gegen allen Pessimismus, auf die Art dieser freien Geister krank zu werden. . . Um jene Zeit mag es endlich geschehn, . . . daß dem freien, immer freieren Geist sich das Rätsel jener großen Loslösung zu entschleiern beginnt. . . Wenn er sich lange kaum zu fragen wagte: ‚warum so abseits? so allein? allem entsagend, was ich verehrte? Der Verehrung selbst entsagend? warum diese Härte, dieser Argwohn, dieser Haß auf die eigenen Tugenden?' — jetzt wagt und fragt er es laut und hört auch schon etwas wie Antwort darauf.

‚Du solltest Herr über Dich werden, Herr auch über die eigenen Tugenden. Früher waren *sie* Deine Herren; aber sie dürfen nur Deine Werkzeuge neben anderen Werkzeugen sein. Du solltest Gewalt über Dein Für und Wider bekommen und es verstehn lernen, sie aus- und wieder einzuhängen, je nach Deinem höheren Zwecke. Du solltest das Perspektivische in jeder Wertschätzung begreifen lernen — die Verschiebung, Verzerrung und scheinbare Teleologie der Horizonte und was alles zum Perspektivischen gehört; auch das Stück Dummheit inbezug auf entgegengesetzte Werte und die ganze intellektuelle Einbuße, mit der sich jedes Für, jedes Wider bezahlt macht. Du solltest die *notwendige* Ungerechtigkeit in jedem Für und Wider begreifen lernen. . . Du solltest vor allem mit Augen sehn, wo die Ungerechtigkeit immer am größten ist: dort nämlich, wo das Leben am . . . dürftigsten . . . entwickelt ist und dennoch nicht umhin kann, *sich* als Zweck und Maß der Dinge zu nehmen. . . Du solltest das Problem der *Rangordnung* mit Augen sehn und wie Macht und Recht und Umfänglichkeit der Perspektive miteinander in die Höhe wachsen'. . ."

Nietzsches Vorrede beschäftigt sich mit ethischen, nicht mit wissenschaftlichen Fragen, bietet eine psychologische Entwickelung seines Ich inbezug auf jene ethischen Probleme, die ihn seit jeher mit unwiderstehlicher Kraft erfaßt hatten. Seine Methode aber, sein allgemeiner Standpunkt ist innig verwandt mit demjenigen, den wir für die wissenschaftliche Arbeit zu empfehlen haben. Auch *Nietzsche* empfindet die Zauberkraft des Verdachts, der uns ein Land tiefer und tiefster Probleme eröffnet, der vielleicht zunächst durch die Gefilde der Zweifel, des

Eises und der Einsamkeit hinführt, um uns endlich in unserer ursprünglichen Heimat die reizvollste Landschaft, gleichsam den Himmel auf Erden wieder entdecken zu lassen. Wir wollen uns nicht vorgreiflich mit Nietzsches philosophischen Ansichten identifizieren, darüber steht uns hier kein Urteil zu. Aber für den Methodiker spricht er goldene Worte, denn für den Methodiker im allgemeinen gibt es keine Wahrheit, sondern nur Hypothese. Als Methodiker müssen wir uns gefaßt machen, noch lange nicht, ja eigentlich niemals zu feststehenden Ansichten zu gelangen. Aber auf den Versuch hin dürfen wir leben, selbst unsere Werte setzen, unsere Wissenschaft auf sich selbst bauen. Nur sollen wir nicht die notwendige Ungerechtigkeit des Perspektivischen vergessen. Wir verneinen nicht die Wahrheit absolut; Nietzsche ist ebenso weit davon entfernt, denn er ist sich sehr wohl bewußt, wieviel Willkür darin liegt, seine Gunst dem zuzuwenden, was bisher in schlechtem Rufe stand. Und was sollte endlich wichtiger für jeden Methodiker sein, als „das Problem der Rangordnung" zu durchschauen, um zu erkennen, wie Macht und Recht und Umfänglichkeit der Perspektive miteinander in die Höhe wachsen? Wenn auch Nietzsche die Theorie des hypothetischen Perspektivismus nicht systematisch wissenschaftlich entwickelt hat, so muß ihm doch eine bedeutsame Erkenntnis ihrer Tragweite unzweifelhaft zugebilligt werden. Freilich hat bei ihm wohl die Theorie im Dienste seiner ethischen Tendenzen gestanden und keinen allgemeinen wissenschaftlichen Charakter erlangt. Dafür danken wir ihm aber eine intuitive psychologische Entwickelung jener großen Loslösung, der er mit vollem Bewußtsein Allgemeinheit zubilligt. Mit Rücksicht auf

diesen letzten Punkt erhebt Nietzsches Darstellung den Anspruch, nicht bloß als Dichtung bewundert, sondern auch als wissenschaftliche Leistung gewürdigt zu werden.

Diese Auffassung scheint uns, was hier allerdings nur angedeutet werden kann, erst zu einem richtigen Verständnis des Philosophen zu führen.[1] Wer es unternimmt, ohne Rücksicht auf die von uns gegebene Interpretation aus irgend welchen bestimmten Werken ein Bild seines Systems zu konstruieren, wird stets fehlgehen und dem radikalen Wechsel der Ansichten bei dem Philosophen, der sonst so scharfsinnig denkt, ratlos gegenüberstehen. Nietzsches Abhandlungen stellen sich dar als Versuche, die Welt von den verschiedensten Gesichtspunkten zu formen.[2] Ein Skeptiker, Relativist, Skeptizist oder dergleichen ist er nicht, steht er doch jenseits von Wahr und Falsch, ja seine Lehre vermehrt in ungewöhnlichem Maß Schaffensfreiheit und Schaffensfreude. Freilich hat er für die wissenschaftliche Betätigung nicht unmittelbar die positive Richtung charakterisiert und konkret gestaltet. Dennoch verbleibt ihm das Verdienst, erkannt zu haben, daß dem Schaffenden eine ganz eigenartige, rein auf die Zukunft gerichtete Betrachtungsweise

---

[1]) Man vertiefe sich einmal unter Heranziehung unseres Standpunktes in „Also sprach Zarathustra."

[2]) Auch neuerdings wird Kaftan, a. a. O., in dieser Beziehung Nietzsche durchaus nicht gerecht; ihm ist dessen Philosophie in allen wesentlichen Sätzen durch den brüchigen Mittelpunkt bestimmt, durch den Widerspruch zwischen der Vorstellung der Welt als einem wogenden Meer von Kräften, in dem es einen Willen nicht geben kann, und dem den Übermenschen als Ziel verfolgenden Willen zur Macht; vgl. insbes. S. 55 ff. Vgl. dagegen Nietzsche, Wille zur Macht, 2. Abt., XV, S. 485, No. 480 f.: „Und wieviel neue Götter sind noch möglich! . . Und wieviel neue **Ideale sind im Grunde noch möglich! — —"**

vonnöten ist. Auf unserem Gebiet zeigte sich die Divergenz in der Fragestellung: Nicht, welche Methodenlehren galten bisher, sondern welche methodische Anschauung muß zwecks möglichst erfolgreichen Arbeitens von uns angenommen werden, so formulierten wir anfangs. Daß gerade in solcher Gegensätzlichkeit der Problemstellung Nietzsches Bedeutung beruht, ist in seiner vollen Tragweite unseres Wissens bisher nicht erkannt worden und vermag auch erst dann wahrhaft erfaßt zu werden, wenn man, wie wir es versuchten, die neuprojektierten Straßen wirklich anbaut und ausbaut. Joëls Ausführungen bewegen sich, wie nicht geleugnet werden soll, schon ein gutes Stück in der von uns eingeschlagenen Richtung. Indessen betont er allzu stark die romantischen Elemente der Lehre, Nietzsche erscheint als ein zu großer Subjektivist,[1]) aber gerade Nietzsche würde es aufs ärgste tadeln, wenn Gesetzlosigkeit in der Wissenschaft Platz griffe und ein jeder nach seinem persönlichen Empfinden und Belieben schaltete. Der Idealismus, wie der Realismus vergangener Zeiten sind jeder für sich verfehlt, nur in der synthetischen Vereinigung beider kann der Fortschritt beruhen. Wenn dies jedoch berücksichtigt wird, mag die Wissenschaft getrost wie einst Nietzsche neue Bahnen einschlagen und nach neuen Meeren steuern:

> Dorthin — will ich; und ich traue
> mir fortan und meinem Griff.
> Offen liegt das Meer, ins Blaue
> treibt mein Genueser Schiff.

---

[1]) Karl Joël, Nietzsche und die Romantik 1905, S. 58 f., 91, 95, 96 ff., 167, 175 f., 194, 338 ff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit —:
Nur dein Auge — ungeheuer
blickt mich's an, Unendlichkeit!

(Nietzsche,
Die fröhliche Wissenschaft 1895, S. 359, große Ausgabe.)

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Philosophische Werke aus demselben Verlag:

Bastian, A., Prof. Dr., **Beiträge zur vergleichenden Psychologie.** Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. 1868. 5 M.

— **Der Buddhismus in seiner Psychologie.** Mit einer Karte des buddhistischen Weltsystems. 1882. 7,50 M.

— **Die Denkschöpfung umgebender Welt** aus kosmogonischen Vorstellungen in Cultur und Uncultur. Mit schematischen Abrissen und 4 Tafeln. 1886. 5 M.

— **Die humanistischen Studien** in ihrer Behandlungsweise nach comparativ-genetischer Methode auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Prolegomena zu einer ethnischen Psychologie. 1901. 3 M.

— **Der Menschheitsgedanke durch Raum und Zeit.** Ein Beitrag zur Anthropologie und Ethnologie in der „Lehre vom Menschen". 2 Bände. 1901. compl. 10 M.

— **Die Lehre vom Denken.** Die Ergänzung der naturwissenschaftlichen Psychologie in Anwendung auf die Geisteswissenschaften. 3 Bände. 1903/5. à 5 M.

Clausewitz, General **Carl von**, Vom Kriege. 5. Aufl. m. e. Einführung vom Chef des Generalstabes der Armee, Generaloberst Grafen Schlieffen. 1905. 6 M., Lbd. 7,50 M.

Cohen, Dr. **Hermann**, Prof. an der Universität Marburg, Kant's Begründung der Ästhetik. 1889. 9 M., geb. 10,50 M.

— Kant's Begründung der Ethik. 1877. 6 M., geb. 7,50 M.

— Kant's Theorie der Erfahrung. 2. Aufl. 1885. 12 M., geb. 13.50 M.

— Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. 1869. 2 M.

— Die systematischen Begriffe in Kant's vorkritischen Schriften. 1873. 1,20 M.

— Das Prinzip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte. Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntniskritik. 1883. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Humboldt, Wilh. v., Die sprachphilosophischen Werke. Herausg. und erklärt von Prof. Dr. H. Steinthal. 2 Teile. 1884. 18 M.

Kielhorn, F. C. J. E., Prof. a. d. Univers. zu Göttingen, Grammatik der Sanskrit-Sprache. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. W. Solf. 1888. 8 M., geb. 9,50 M.

Lazarus, Prof. Dr. M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. 3. Aufl. 3 Bände. 1885. 18 M., geb. 21 M.

— Über Tact, Kunst, Freundschaft und Sitten. 3. Aufl. 1897. 6 M., geb. 7 M.

— Die Reize des Spiels. 2. Aufl. 2 M., geb. 3 M.

Schneider, G. H., Der menschliche Wille vom Standpunkte der neueren Entwickelungstheorien (des „Darwinismus"). 1882. 8 M.

Stadler, Aug., Kant's Teleologie und ihre erkenntnis-theoretische Bedeutung. Eine Untersuchung. 1874. 3,60 M., kart. 4,20 M.

Steinthal, Prof. Dr. **H.,** Abriß der Sprachwissenschaft. I. Teil. Die Sprache im allgemeinen; auch unter dem Titel: Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. 2. Aufl. 1881. 9 M., geb. 10,50 M.

— — II. Teil. Charakteristik ausgewählter Typen des Sprachbaues, bearb. von Prof. Dr. F. Misteli. 1893. 11 M., geb. 12,50 M.

— Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. Mit bes. Rücks. a. d. Logik. 2. Aufl. 2 Bde. 1891. 16 M., geb. 19 M.

— Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Rezensionen. 1880. 9 M.

— Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet. 1867. 8 M.

— Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten. 4 Aufl. 1888. 8 M., geb. 9,50 M.

Ulrich, Dr. **Georg,** System der formalen und realen Logik. 1892. 1,80 M.

Winkler, Prof. Dr. **Heinr.,** Uralaltaische Völker und Sprachen. 1884. 8 M.

— Das Uralaltaische und seine Gruppen. 2 Lieferungen. 1885. 3,60 M.

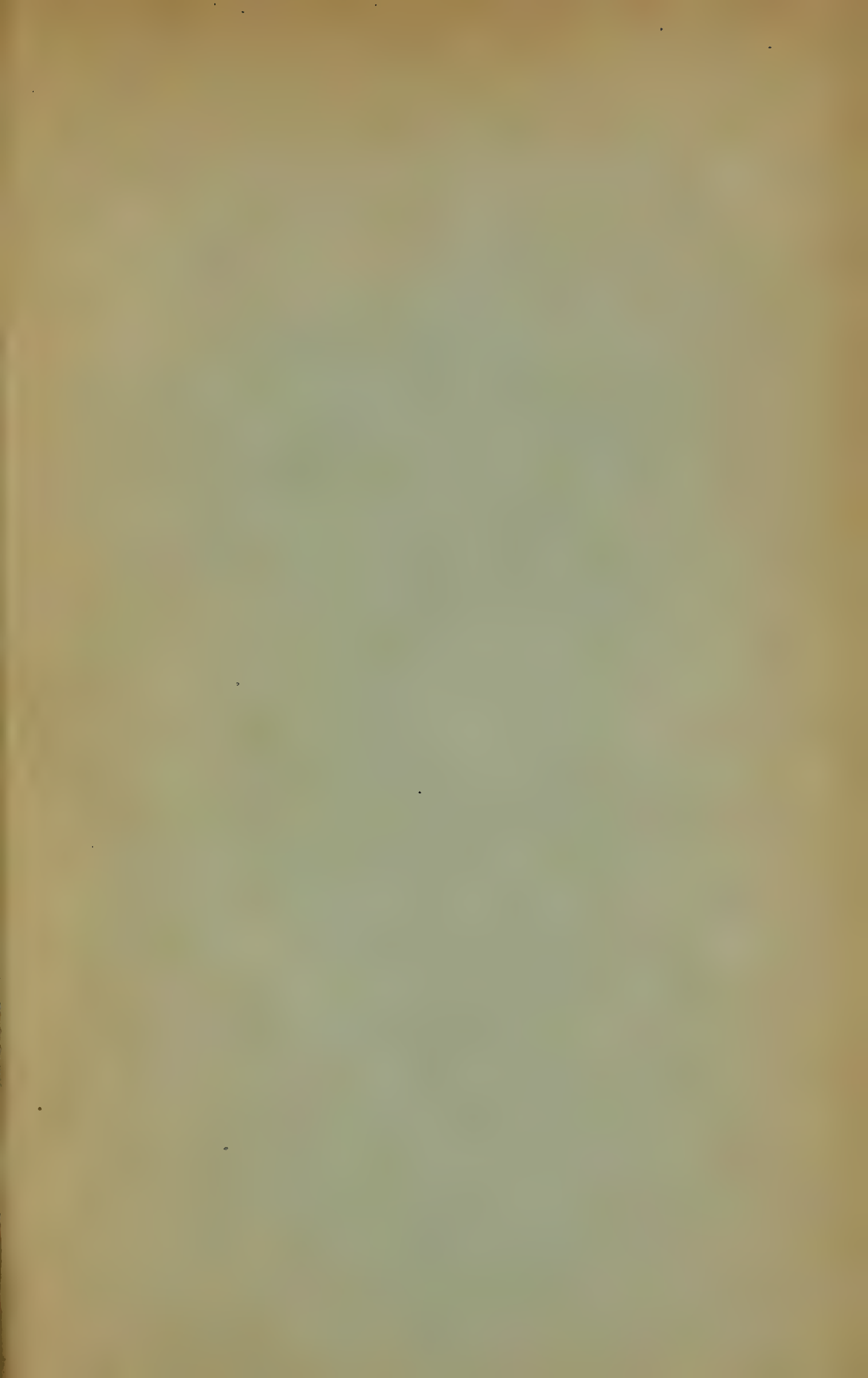
— Zur Sprachgeschichte. Nomen. Verb und Satz. Antikritik. 1887. 6 M.

— Weiteres zur Sprachgeschichte. Das grammatische Geschlecht. Formlose Sprachen. Entgegnungen. 1889. 4 M.

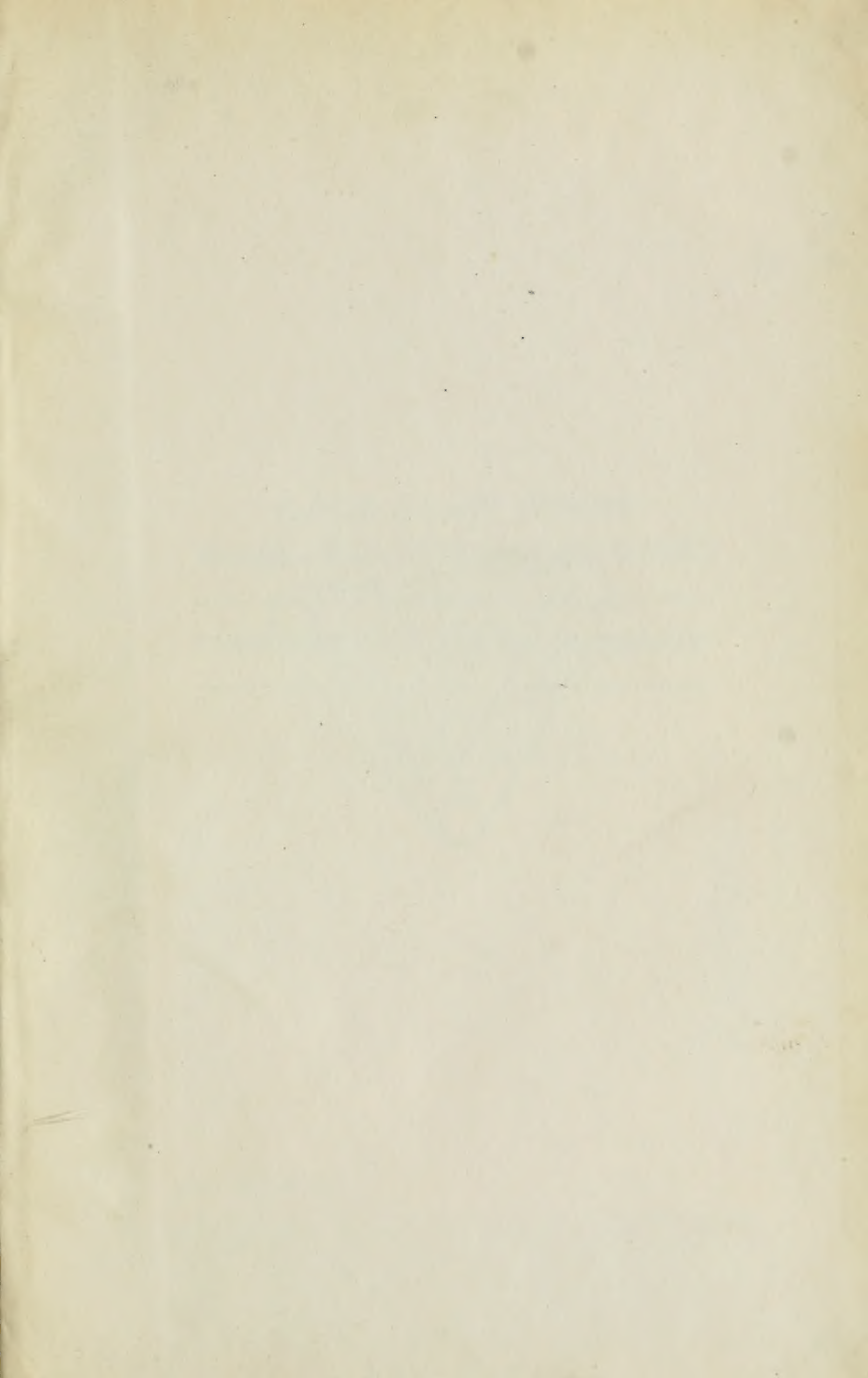
— Germanische Kasussyntax.

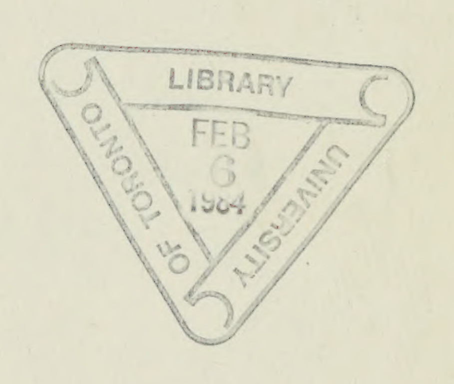
I. Der Dativ, instrumental, örtliche und halbörtliche Verhältnisse. 1896. 10 M.

Zart, Dr. phil. **G.,** Einfluß der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts. 1881. 4 M.



Druck von G. Bernstein in Berlin.




LIBRARY
FEB
6
1984
UNIVERSITY
OF TORONTO


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 02 14 02 017 7